

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 7.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 17. februar 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VIII. Band.

Erklärung des Modebildes.

Figur 1. Knabe von 8—10 Jahren. Schwarzes Sammet-Zäckchen, Pantalons von grauem Tuch, Weste von weißem Piqué.

Figur 2. Mädchen von 5 Jahren. Kleid von modischen Popeline, Mantel von rothem Tuch mit schwarzen Sammetstreifen verziert in der Weise, daß der eigentliche Mantel nur am untern Rande durch einen Querstreifen von schwarzem Sammet schließt, während der große Kragen aus rothen Tuch- und schwarzen Sammetstreifen besteht, die von oben nach unten gehend in der Mitte des Rückens in Spitzen zusammentreffen. Schwarzer Castorhut, mit schwarzer Spitze, einer Feder und Sammetstreifen garnirt. Weiße gestickte Pantalons, graue Stiefeln.

Figur 3. Knabe von 4 Jahren. Rock und Zäckchen von dunkelblauem Sammet, verziert mit Knöpfen desselben Stoffes und schwarzen Sammetborten.

Figur 4. Mädchen von 8—9 Jahren in Abendgesellschafts toilette. Robe von rosa Taffet mit gebrannten Volants, eben solchen Tragbändern, welche zu beiden Seiten der Taille mit großen rosa Bandschleifen befestigt sind. Weißes Leibchen von feinem Woll mit gebrannten Aermelvolants und einer gestickten Bordüre um den Halsausschnitt. Gelocktes Haar mit rosa Bandschleifen verziert; gestickte Pantalons, graue Stiefeln.

Figur 5. Mädchen von 5—6 Jahren. Robe von schottischem Popeline, Mantel von grauem Tuch mit langem spitzen Capuchon, dessen Aufschlag, sowie der Rand des Mantels durch schmales Sammetband in kurzem Streifenmuster verziert ist. Grau und schwarze Angoraquasten schmücken das Capuchon. Hut von grauem Sammet mit Bandschleifen und einer Feder garnirt.

Figur 6. Knabe von 5—6 Jahren. Rock und Zäckchen von braunem Sammet, mit schwarzen Soutachebördchen und schwarzem Sammet besetzt. Mütze von schwarzem Sammet mit schwarzer Feder.

[2750]

Der falsche Schilling.

Skizze aus Londons Neuzeit.

Es war ein trüber Februarabend. Schwer und undurchdringlich hing der Nebel über der großen Stadt London; eilig schritten die Fußgänger, fest in ihre Mäntel gehüllt, durch die nassen, schmutzigen Straßen, und die plumpen, schwerfälligen Omnibusse waren bis auf den letzten Platz gefüllt. Langsam und träge schlenderten sie durch die Straßen zur bitteren Täuschung manches armen Fußgängers, der in seinem Verlangen, unter Dach zu kommen, dem übermüthigen Fahrzeug durch allerlei Gefahren nachließ, ohne zu bedenken, wohin er selbst, ohne zu sehen, wer ihm in den Weg trat, und so geschah es nicht selten, daß der Stoßende mit dem Gestohlenen zugleich auf das schlüpfrige Straßenpflaster niederglitt, dicht vor den Nähern des unbarmherzigen Wagencolosses, der, ohne Mitleid für solche Leiden und Kämpfe, mit wahrhaft stoischer Gleichgültigkeit seinen Weg fortsetzte.

Von der Masse der Bettler, welche sonst zu dieser Tageszeit die Straßen Londons überfluthen, sah man heut nur wenige, denn sie wußten zu wohl, daß bei so bitterbösem Wetter auch der mildthätigste, mitleidigste Mensch sich besinnen würde, auf der Straße stehen zu bleiben, um eine Kupfermünze aus der Börse hervorzusuchen; also krochen sie zurück in ihre Höhlen oder in die Brantweinschenken, und schonten ihre Lumpen für besseres Wetter.

Und doch, so schaurig die Nacht war, so gering die Hoffnung, auch nur einen Penny zu erhalten, konnte man um die sechste Stunde, dicht an dem hellerleuchteten Ladenfenster einer Specereihandlung in Cheapside eine zarte, kleine Gestalt stehen sehen, welche sich, so gut es gehen wollte, mit ihrem dünnen baumwollenen Tuche gegen Nässe und Kälte schützte.

Oft, und immer vergebens, hatte sie ihre schwache abgemagerte Hand den Vorübergehenden entgegen gestreckt, und wagte endlich, mit dem unverkennbaren Ausdruck schweren

Leides in ihren Zügen, mit schüchternen Stimme einen stämmigen wohlbeleibten Bürger um ein Almosen zu bitten, der im Schein des Ladenfensters eine Hand voll Silbergeld in seine Börse zurückschüttete, und nun auf den Omnibus warten wollte.

„Was? Kleine unverschämte Creatur“, gab der Angeredete dem Kinde zur Antwort, „fort mit Dir — da hätte ich viel zu thun, wenn ich jedem Bettler auf der Straße etwas geben sollte — mach' daß Du fort kommst, sonst rufe ich den Constabler.“

Das Kind fuhr zurück bei der drohenden Rede des Mannes, und wie das Licht der Gasflamme voll auf ihr Gesicht fiel, enthielt es ein Bild so äußersten Elends, daß auch ein hartes Herz hätte Mitleid empfinden müssen.

Doch der wohlgenährte, wohlhabende Mann am Ladenfenster war zu sehr mit seinem Gelde, mit seinem Aerger über den lange ausbleibenden Omnibus beschäftigt, um zu sehen, und als im nächsten Moment das ersehnte Fahrzeug heranwankte, auf sein Zeichen still hielt, stürzte er mehr als er ging auf die Straße hinüber, um der Erste zu sein, und erlangte glücklich einen Sitz. Als er in den Omnibus stieg, fiel eine Silbermünze aus seiner Hand hinunter in den Straßentoth und — das Mädchen am Ladenfenster hatte sie fallen sehen.

Mit einem Satz war sie drüben, holte die Münze zwischen den Füßen der Pferde hervor, die Gefahr so wenig beachtend, als die Warnung des erschrocknen Fuhrmanns. Hastig sprang das Kind an das Ladenfenster zurück, um den Werth des erbeuteten Geldes zu prüfen, und ein Beobachter, welcher Alles mit angesehen, bemerkte jest, wie ihre Augen strahlten, als sie in der Münze einen Schilling erkannte.

Einen Augenblick schien die Freude sie gelähmt zu haben, dann lief sie fort mit einer Schnelligkeit, deren man sie vor wenigen Minuten nicht fähig gehalten, und war bald verschwunden in der Menge, nur nicht für Einen. Dieser Eine, ein großer Mann von mittleren Jahren, in einen langen dunklen Mantel gehüllt, eine Pelzmütze tief über die Stirn gezogen, hatte von der Thür eines Ladens aus, wo er Cigarren



Pariser Moden.

gekauft, während er gemüthlich eine solche rauchte, den Vorgang mit angesehen, anfangs gleichgültig, dann mit immer wachsendem Interesse, und war endlich, getrieben von einer, ihm selbst unerklärlichen Theilnahme dem Mädchen gefolgt. Bald hat er sie eingeholt, denn so rasch sie auch lief, konnten seine langen Schritte mit ihrer Flüchtigkeit wohl den Wettkampf wagen, und ehe das Kind Cheapide halb durchmessen, war der Verfolger ihr dicht auf den Fersen. Weder rechts noch links ausweichend, lief das Mädchen so schnell als möglich ihren graden Weg fort, das Geld fest in der Hand haltend, bis sie zu einer engen Straße kam, in welche sie links einbog, und endlich keuchend und athemlos vor einem kleinen Kramladen still stand. Das Verkaufsfokal war trübe beleuchtet und sah sammt seiner böse und argwöhnisch blickenden Besitzerin recht ungemüthlich und gar nicht einladend aus.

„Ein Viertel Zucker, 1/4 Loth Thee, ein 2 Penny=Bröckchen und ein Licht“ sagte das Kind.
 „Macht 5 Pence und 1/2“ entgegnete das Weib, indem sie gleichsam beschützend die Hand über die begehrteten Gegenstände ausbreitete, als fürchte sie, ihre Käuferin könne darauf losstürzen und damit durchgehen.

„Hier ist Geld,“ antwortete die Kleine, den Schilling hinreichend.
 Die Frau drehte ihn in der Hand hin und her, und ließ ihn dann auf den Ladentisch fallen — er klang hohl!

Des Kindes Herz stand fast still, mit bleichem Gesicht, mit zitternden Lippen sah sie, wie die Verkäuferin die Münze vom Tisch nahm, sie ans Licht hielt. . . .
 Der Schilling war falsch!

„Ja, er war falsch! Ihr Schatz, ihr einziges Geldstück, das sie so sorgsam aufgehoben und festgehalten, wofür sie die, ach so sehr ersehnte Speise kaufen wollte, war falsch! Diese Entdeckung war zu schrecklich — es war ja unmöglich. Sie war ja so glücklich gewesen, so voll uneigennütziger Freude über das Glück, das sie nach Hause zu bringen gedachte. — Wer konnte das Herz gehabt haben, sie so zu hintergehen? Wer? — Mit dieser verweifelten Frage kam ihr Gedächtniß zurück, und einem plötzlichen Gefühl der Reue folgend, sagte sie:

„Er ist nicht mein!“
 „O, das glaub' ich,“ schrie das Weib: „Guresgleichen ist auf den Betrug abgerichtet, so jung ihr auch seid,“ fuhr sie fort, des Kindes Selbstanklage für das Bestreben haltend, sich von aller Schuld zu reinigen; „aber ich habe auch meine offenen Augen, ich werde mich gewiß nicht über täuseln lassen!“ Mit diesen Worten stürzte sie hinter dem Tisch hervor auf das Kind los, packte es beim Arm und schrie: „Du sollst mir vor den Magistrat, und da wirst Du schon Deine Schliche erzählen müssen. Ich dulde hier keine Falschmünzerbande!“

„Ach thut das nicht, thut's nicht,“ flehte das Kind, zitternd vor Schrecken, als das Weib, unbarmherzig fest haltend, einen Zungen, den der Lärm herbeigezogen, nach dem Polizeidiener schickte.

„Ich wußte nicht, daß er falsch war — ich hob ihn auf — es war unrecht, ihn zu behalten, denn er gehörte mir nicht; aber ich war so hungrig, und Mutter auch — und wir haben keine Arbeit, und . . .“

„Still! Ich mag Deine Lügen nicht hören, weiß schon Alles auswendig. — Spar Dir Alles auf für die Polizei, da sieh wie Du durchkommst!“

„Ach, ich bitte, vergehen Sie mir nur diesmal! Meine Mutter würde sich zu sehr grämen. — Gewiß, ich wußte's nicht, daß der Schilling falsch ist, ich nahm ihn von der Straße auf.“

„Das ist die Wahrheit, ich war Zeuge —“ sagte der Mann, welcher dem Mädchen gefolgt war, und soeben in den Laden trat.

„So, Sie haben's gesehen? Wer sind Sie?“ fragte das Weib, mit argwöhnischen Blicken das halbverhüllte Gesicht des Fremden mustern.

„Ich bin ein Mann, dessen Wort etwas gilt, und werde es beweisen, sobald es nöthig ist; keinesfalls bin ich so bedeutend werth, von Ihrer Gnade abhängig zu sein!“

„Ei, wirklich! Wohl gar ein Gentleman, ein Gutsbesitzer — oder vielleicht gar Prinz Albert selber?“

„Ei!“
 „Noch nicht hoch genug? Nun, ich bitte Ew. Gnaden demüthigst um Verzeihung, aber ich weiß mit so vornehmen Leuten nicht umzugehen. Die Herren von der Polizei werden's schon besser wissen.“

„Polizei? Was reden Sie da? — Habe ich nicht gesagt, daß ich Zeuge war, wie das Kind den Schilling aufhob?“

„O gewiß, aber Niemand kann Einen zwingen, Alles zu glauben, sogar so große Herren nicht, wie Sie sind. Aha, Du möchtest wohl gern entwisken?“ sprach sie plöblich, und gab der Kleinen einen solchen Stoß, daß sie fast zu Boden taumelte, „glaub's wohl, das wäre Dir eben recht!“

„Schämt Ihr Euch nicht, Frau,“ unterbrach sie der Fremde, „schämt Ihr Euch nicht, ein Kind, ein Mädchen so zu mißhandeln . . .“

„Ich mich schämen!“ fuhr die Verkäuferin nichtsnützig auf — „denk' Ihr, Ihr könnt ungestrast solch eine nichtsnützigere Creatur zur Betrügerei anhalten und noch dazu . . . ah — da ist die Polizei!“ fuhr sie fort, als in diesem Augenblicke ein Polizeidiener eintrat. — „Hier das Mädchen verfolge ich, weil es falsches Geld in Umlauf bringt — und der da ist ihr Helfershelfer!“

„Ja, ja, so ist's! Polizist, thut Eure Schuldigkeit und nehmt sie Beide fest.“

„Ach nein, nein, thun Sie's nicht, Herr Polizist,“ flehte die Kleine, auf ihre Knie fallend, „ich wußte nicht, daß es falsch war; ich sah es aus den Händen eines Herren auf die Straße fallen, als er in den Omnibus stieg, und ich hob es auf!“
 „Eine schöne Geschichte, wahrhaftig,“ schrie das jornige Weib, sich zu den Leuten wendend, die der Ton ihrer Stimme und das Erscheinen des Polizeibeamten herbeigelockt; „s'ist doch wirklich schade, daß Unserns nicht auch solchen Herren begegnen kann, die Geld um sich her streuen; ehrlichen Leuten passiert so Etwas nicht.“
 „Kermt Ihr die Kleine, Polizist?“ fragte eine Stimme aus dem Haufen.
 „Nein! sie ist mir fremd — wahrscheinlich noch ein Neuling im Geschäft — armes Ding.“
 „In dem Sinne, wie Sie meinen, hat sie es nie getrieben,“ sagte der unbekannte Freund des Kindes, welcher noch immer,

die Mühe tief ins Gesicht gedrückt, da stand. Ich kann beschwören, daß sie den Schilling auf der Straße aufnahm.“
 „Behaltet nur Eure Schwüre für Euch; ich denke, Ihr werdet sie brauchen können,“ rief das Weib höhrend. „Hierher, Polizei! fort mit ihnen!“

„Welche Beschuldigung habt Ihr gegen den Mann, Mistreß,“ fragte der Polizeidiener, „was hat er gethan?“
 „Gethan —? Was? hat er's nicht eben bekant, daß er zu ihr gehört, daß er ihr Helfershelfer ist . . .?“

„Nichts dergleichen habe ich bekant — indessen, wenn mir die Wahl gelassen wäre, zu ihr oder zu Ihnen zu gehören, würde ich das Erstere vorziehen!“

Die Antwort auf diese Bemerkung ward durch den Polizeidiener zurückgebrängt, welcher darauf bestand, von Mistreß eine bestimmte Anklage gegen den Mann hören zu wollen.
 „Denn,“ sagte er, „ich kann nicht ganz Cheapside arretiren, weil Jemand gesehen, wie ein Herr einen Schilling fallen ließ, den ein Kind aufhob, und der zufällig falsch ist.“

„Ich bin Euch zu folgen bereit,“ sagte der Mann im Mantel; „aber für Sie, Mistreß, wäre es besser, Sie schwiegen, und ließen die Sache ruhen.“

„Nun, Polizei, werdet Ihr Eure Schuldbigkeit thun, oder muß ich nach einem Andern schicken?“
 „Ganz nach Belieben — mir gilt es gleich — wenn ich auf solche Anklagen Leute arretiren wollte, hätte ich viel zu thun.“

„Gut, so weiß ich was zu thun ist; laß Einer von Euch da draußen nach der Polizeistation und sag, Mrs. Mob — kleine — Straße Nr. 19 lasse sich Hilfe ausbitten.“

„Nicht nöthig, Mistreß,“ antwortete eine Stimme aus dem Gedränge — „hier kommt eben der Oberaufseher.“
 Während die Worte gesprochen wurden, trat ein fein aussehender Mann in den Laden, und fragte, den Polizeidiener bemerkend, welcher das Kind am Arm gefaßt hatte: „Was giebt's hier? Geschäftsaufhebung?“

So klar als möglich setzte der Diener dem Herrn den Fall auseinander, während der Blick des letzteren zum großen Aerger der Mistreß Mob mit immer wärmerem Ausdruck des Mitleids auf der zitternden Gestalt des armen Kindes haftete.
 „Kermt Ihr das Mädchen?“ fragte er, nachdem der Polizeidiener seinen Bericht beendet.

„Nein, Sir!“
 „Und Sie?“ fragte er weiter, zu dem Fremden sich wendend, „was wissen Sie von der Sache?“

„Ich stand in der Nähe, als das Kind den Schilling von der Straße aufnahm. Ich hatte gehört, wie sie um eine Gabe flehte und mit Drohungen abgewiesen ward. Ich sah den Mann, der sie so hart angerebet, mit einer Hand voll Silbermünzen aus einem Spezeriladen treten, auf den Omnibus zugehen, und beim Einsteigen eine Münze aus seiner Hand in den Koth fallen, die er dem Kinde nicht geben mochte. Auch die Kleine hatte die Münze fallen sehen, und wahrscheinlich vom Hunger getrieben, der ja deutlich genug auf ihrem Gesicht zu lesen ist, stürzte sie mit wahrnütziger Gier auf den Omnibus zu und holte mit Lebensgefahr das Geld unter den Hufen der Pferde hervor. Der Wunsch, die Verhältnisse kennen zu lernen, welche ein so schwaches hilfloses Kind in einer solchen Nacht bettelnd auf die Straße stoßen, ließ mich ihr folgen bis zu diesem Laden, wo ich durchs Fenster sah, wie sie den erbetenen Schilling als Bezahlung für — diese Herlichkeiten da — auf den Tisch legte; ich hörte, wie diese Frau sie beschuldigte, falsches Geld in Umlauf zu bringen, und da ich eintrat, die Sache aufzuklären, beschuldigte sie mich, des Kindes Helfershelfer zu sein. Nur dem gesunden Sinn dieses Polizeibeamten habe ich zu danken, daß ich nicht festgenommen bin.“

„Ihre Erzählung trägt den Stempel der Wahrheit; doch ich kenne Sie nicht. Wodurch verbürgen Sie die Wahrheit Ihrer Aussage?“

„Durch mein Wort; mein Soldatenwort!“ und mit einer Hand seine Pelzmütze abnehmend, mit der andern den grauen Mantel auseinander schlängelnd, enthüllte er die Uniform des tapfern 33. Regiments mit der Krim-Decoration auf seiner Brust, eine frisch geheilte Säbelwunde auf der Stirn, und den Streifen des Sergeanten am Aermel. „Der Mann, der das gewonnen,“ sagte er und blickte stolz um sich her, „wird schwerlich der Genosse von Falschmünzern, oder der Erfinder einer Lüge sein.“

„Nein, nein, das ist der rechte Mann! Hurrah, ein Soldat! schrie die leicht bewegliche Menge, und der Polizeiaufseher, in den Enthusiasmus auf gemäßigtere Weise einstimmend, erklärte, daß solchem Zeugniß gegenüber es Thorheit sein würde, das Kind zu verklagen. Denn wenn Sergeant (Lindley — ergänzte der Soldat) das beschwören wolle, was er gesagt, würde kein Richter zu verdammen wagen.“

„Gewiß nicht,“ entgegnete der Sergeant mit Selbstbewußtsein, „und so denke ich, kann ich mir geben. — Ich danke Gott, daß dieses arme Kind und ich, mit denen hier so sinnlos und unbarmherzig verfahren ward, die Erfahrung machten, daß die Diener der Gerechtigkeit weder Tyrannen noch Thoren sind.“

Noch einige höfliche Worte zwischen dem Polizei-Officier und dem Soldaten, noch einige Beifallsäußerungen des Volkes, Wuthausbrüche und Drohungen von Seiten der Mistreß Mob, welche jedoch nicht mehr beachtet wurden als der Nebel draußen — und die Versammlung ging auseinander; alle schritten rasch ihrer Bebauung zu, nur das Kind schlich, schwach von Furcht, Kälte, Angst und Erschöpfung, langsam von dem Schauplay seiner Demüthigung hinweg.

Weder Beschimpfungen, noch Drohungen, noch Spötteereien schienen sie zu beachten, sondern drückte sich mit apathischem Gleichmüthe an den Mauern entlang, anscheinend ohne zu wissen, welchen Weg sie einschlagen, oder ob sie überhaupt sich fortbewegen sollte.

Eine kleine Weile hatte der Soldat sie beobachtet, dann, auf wunderbare Weise von ihrem klaglosen Schmerz gerührt, näherte er sich ihr, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte: „Wohin gehst Du?“

Mit einem matten Blick — denn das arme Mädchen war zu erschöpft, um zu erschrecken — erhob sie ihre Augen zu dem freundlich ernten Antlitz, das sich über sie beugte, und sagte: „Heim!“

„Wo ist das?“
 „Im Lloyd-Durchgang — Kronstraße.“
 „Wohnen da Deine Eltern?“
 „Mutter. Vater ist todt.“

„Armes Kind! Kannst Du nichts Besseres thun als betteln?“
 „Mutter bekommt keine Arbeit.“
 „Welche Arbeit versteht sie denn? Was trieb denn Dein Vater für ein Gewerbe?“
 „Keins. Er war Soldat.“
 „Soldat?“
 „Ja!“
 „Bei welchem Regiment?“
 „Ich weiß nicht. Er ritt auf einem Pferde.“
 „Ein Dragoner? Und sein Kind bettelt! Sagst Du auch die Wahrheit, Mädchen?“

„Ja; aber Sie können auch kommen und Mutter fragen.“
 Der Soldat ging auf diesen Vorschlag ein, und so schritten Beide still neben einander her, bis das Kind vor der offenen Thür eines der elendesten Häuser im Lloyd-Durchgang stehen blieb. Im Hausflur tobten und schrieten eine Menge Kinder jeglichen Alters durcheinander, während aus dem Laden im Erdgeschoß der Rauch von qualmendem Reisig und der Duft von „ganz warmem Erbsen-Pudding“ in die Nacht hinaus dampfte und ein lärmender Zug zerlumpter Kinder sich aus und ein drängte.

Nicht ohne einen Schauer folgte Sergeant Lindley seiner Führerin die schlechten finstern Treppen hinauf in die niedrige Dachkammer, wo, ohne einen Funken Feuer im Kamin, auf dem einzigen zerbrechlichen Stuhl des dürftigen Raumes eine elend aussehende junge Frau saß, und beim Schein eines dünnen Lichtes arbeitete. Ihre Kleider waren noch schlechter und dürftiger als die des Kindes, und ihre Füße gänzlich unbedeckt.

Das Desfenen der Thür veranlaßte sie von ihrer Arbeit aufzublicken, doch da der schwache Schimmer des Lichts nicht hinreichte, die Gestalt des Kriegers aus dem allgemeinen Dunkel hervorzuheben, so glaubte sie, das Kind allein sei zurückgekehrt.

„Nun Katy, mein Kind, bringst Du etwas mit? Ich habe Todesangst ausgestanden bei dem Gedanken, es möchte Dir ein Unglück zugestoßen sein. Wo bist Du gewesen?“
 „Ich weiß nicht, Mutter, ich bin müde, und bringe Nichts mit, aber da ist ein Herr, der Dich sehen will,“ antwortete das vor Mattigkeit schwankende Mädchen.

Der Fremde, welcher unterdeß mit dem geübten Blick des Soldaten die ganze furchtbare Nacktheit des Raumes gemustert, sprach hervortretend: „Ist es möglich, daß das Kind die Wahrheit sagte; sind Sie wirklich die Wittve eines Soldaten?“

„Ja, Sir,“ antwortete die Frau, sich erhebend, „mein Mann blieb in der Krim.“
 „Und sind Sie aus London gebürtig? Wie kommen Sie in diese traurige Lage?“

„Ich bin fremd hier, und kann keine Arbeit bekommen.“
 „Warum kamen Sie dann hierher? Wo ist Ihre Heimath?“

„Ich wohnte sonst in Nottingham, und verheirathete mich auch dort. Aber meine Eltern sind todt, und ich habe jetzt Niemanden mehr in dem Ort; als nun mein Mann fort ging, und ich lange Nichts von ihm hörte, ging ich nach London in der Hoffnung, etwas von ihm zu erfahren.“

„Es war ein sehr gewagtes Unternehmen, einen Ort, wo Sie bekant sind, zu verlassen, um sich in eine fremde, große, menschenvolle Wüste, wie London ist, zu begeben.“

„Ja wohl, aber wenn das Herz schwer ist und voll Sehnsucht nach dem Wesen, das es mehr als das Leben liebt, ist man selten recht besonnen. Ich glaube hier meinem Mann näher zu sein, und deshalb kam ich. Ich denke — dabei hob sie ihren kummererschweren Blick kühn und frei zu dem Antlitz des Soldaten empor — „ich denke, trotz der Thorheit und aller dadurch erlittenen Leiden — könnte ich noch einmal die befehlende Hoffnung haben, er sei am Leben, wie damals, als ich herkam — ich würde es wieder thun.“

„Wohl, wohl, das ist sehr natürlich. Doch wenn Sie so für den Vater fühlen, warum schicken Sie das Kind betteln?“
 „Ich schickte es nicht — und die bleiche Wange der jungen Frau erröthete bei diesen Worten; „ich ließ sie gehen, um zu sehen, ob sie nicht auf ehrliche Weise einen Penny erwerben könne, um Brod dafür zu kaufen; denn gestern verkaufte ich meine Stiefeln, um etwas Kohlen zu kaufen, und konnte daher heut nicht gut ausgehen. Aber Bettler sind wir deshalb nicht, und werden es, will's Gott, nimmer sein!“

„Bravo, so ist's recht! Aber nun sagen Sie mir, was ich für Sie thun kann, und auf welche Art Ihnen zu helfen wäre. Vor Allen thut eine kleine Stärkung noth. In dieser Kammer ist es ja wüster und schrecklicher als auf den Wällen von Sebastopol. Hier, Kleine, ist Geld, laß Kohlen bringen, ein Feuer anzünden, und kaufe die Sachen, die Du heut kaufen wolltest, nur noch einmal so viel, ein Paar Portionen gutes Beefsteak, oder so etwas, und während Du fort bist, wird Deine Mutter mir ihre Geschichte erzählen, nicht wahr?“

Diese Geschichte war kurz und traurig, wie so viele andere, aber sie rührte deshalb das Herz des Zuhörers nicht weniger. Denn vor ihm stand — sie wollte nicht sitzen, weil kein zweiter Stuhl für ihren Gast vorhanden war — vor ihm stand, zitternd vor Scham und Frost, mit abgemagerten, abgebräunten Zügen, in einem von allem Comfort des Lebens entblößten Raum, das theuerste Wesen eines Mannes, der, wenn auch dem Namen nach ihm unbekant, doch sein Waffenbruder gewesen war.

Tiefer als eigener Schmerz, dem der kühne Krieger oft ins Auge geschaut, drang diese traurige Erzählung in seine Seele. Denn mit den Klängen des Jammers, die wie die Stimme eines Sterbenden in sein Ohr drangen, tauchten Bilder und Töne in seinem Geiste auf, welche sich wunderbar zu Erinnerungen seines Lebens gestalteten.

Jetzt, durch den ungewohnten Anblick des Geldes bewogen, kam eine Hausbewohnerin von unten herauf mit einer Schaufel voll glühender Kohlen, die im Kamin mit den darauf geworfenen Holzspannen ein schönes helles Feuer gaben; Sergeant Lindley, demselben sich nähernd, nahm jetzt erst seine Mühe ab, fuhr mit der Hand über die Stirn, im tiefen Nachdenken das volle braune Haar zurückstreifend. Er wandte sich zurück zu der armen Frau, eine Bemerkung auf den Lippen, als ein durchdringender Schrei ihm das Wort abschneidete und die Wittve, auf ihn zustürzend, seinen Arm ergriff.

„O William, William — wie konntest Du . . .“
 „Ich heiße nicht William; was meinen Sie? wer sind Sie? Wie heißen Sie?“ — rief der Soldat in heftiger Aufregung.

„Mary Lindley!“
 „Wie? Mary Lindley?“ und er zog sie zum Feuer nieder, um besser ihre Züge zu sehen. — „Mary, meines Bruders Weib — und das ist sein Kind? O Herr des Himmels, kann das möglich sein?“
 „Ja!“ und nun der plötzliche Hoffnungsstrahl so rasch niedergebrannt, lebte Mary zurück vor des Kriegers fester Berührung und seinen flammenden Augen. „Sie sind also John?“
 „Ja, John, einst Ihr Feind — der . . .“
 „Der die arme Spitzköpplerin nicht gut genug hielt für ihn, den besten und treuesten aller Menschen. O, Sie hatten sehr Recht — keine war gut genug für ihn!“
 „Nein, ich hatte Unrecht, grausam Unrecht. Ich war sinnlos in meinem Stolz, in meiner Thorheit; ich konnte es nicht ertragen, daß Will überhaupt heirathete. Aber ich bin bestraft, wie ich es verdiene. O Gott, Euch so zu finden, und dann zu denken, wie er in meinem Arm starb, Euch Beide segnend und Euch daheim in Sicherheit und Wohlstand glaubend.“

„Dachte er unserer? mein armer, theurer Will!“ und das Gesicht mit den magern Händen bedeckend, sank das junge Weib auf ihre Knie und weinte bitterlich.

„Ja, Mary, er war ein eben so treuer Gatte, als ein guter Bruder und tapferer Soldat. So bitter ich Sie einst haßte, Mary, er lehrte mich Sie lieben; er sagte mir, welches treues, ergebenes Weib Sie ihm gewesen sind, Mary; er sagte mir's sterbend, sein Haupt an mein Herz gelegt, und ich versprach ihm, wenn er sterben sollte, seiner Mary ein treuer Bruder, seinem Kinde ein Vater zu sein. Und wie hielt ich mein Wort! Mary finde ich hungernd und darrend, Katy bettelnd! O Will, Will, verzeih mir!“

„Schelten Sie sich nicht, John,“ sagte Mary sanft, mit ächt weiblichem Sinn ihren eignen Kummer niederkämpfend, um fremden zu bejähigen. „Sie konnten nicht wissen, in welchem Glend wir schmachteten.“

„Nein, ich wußte es nicht, sonst, so wahr Gott mein Herz kennt, hätte ich Euch aufgesucht am Tage meiner Rückkehr! Ich ahnte Nichts von Eurem Unglück!“

„Das weiß ich — und Sie haben mir vergeben?“ fragte Mary schüchtern.

„Dir vergeben! O Mary, Weib meines theuren Bruders, wer von uns Beiden hat diese Frage zu thun? Denke, was Du gelitten durch meine Verblendung — ich in meinem Stolz brachte unsere Eltern gegen Dich auf, ich meinte, eines Farmers Sohn sei zu vornehm für ein ehrliches, gutes Mädchen, das ihn liebt — Dein Kind mußte betteln — und Du selbst — O! Es war wohl die Stimme des Herzens, die mich zu dem Kinde zog, als ich es frierend auf der Straße stehen sah, obgleich ich nicht ahnte, daß meines Bruders Blut in seinen Adern floß. Verzeih mir! Kannst Du mir vergeben?“

„O gern, gern, mit Freuden! Ich stehe nur, bitten Sie Ihre Eltern, sich Katy's anzunehmen, um ihres Sohnes willen, und von ganzem Herzen will ich Sie segnen. Ich weiß, daß ich zu ihrer Tochter nicht taugte, aber Katy wird ihnen Freude machen. Wenn sie sich nur des Kindes erbarmen, für mich will ich sie nimmer belästigen!“

„O, Du mußt zu uns kommen, — das heißt, wenn Du willst, wenn Du uns in Wahrheit verzeihst. Meine gute Mutter ist todt, der Vater lebt allein. Ihr müßt gleich zu ihm nach der Farm und bei ihm bleiben, um seine alten Tage erheitern. Ihr werdet ihm ein großer Trost sein, denn obgleich William und ich Zwillinge waren, war er stets der Liebling. Alle, die ihn kannten, werden sich freuen, sein Weib und sein Kind in ihrer Mitte zu haben. Der Segen des Himmels sei über dieser Nacht!“ fügte der Soldat mit Wärme hinzu; „und segnet sie auch der hartherzige Mann, dessen falscher Schilling unsere Vereinigung herbeigeführt; möge sein Herz milder werden. Und was auch künftig für Leiden über uns verhängt sein mögen, so wollen wir uns erinnern, daß Gott lebt, der das Böse zum Guten wendet, und der uns nicht nur gebietet, Einer des Andern Schwächen zu tragen, sondern auch Liebe und Barmherzigkeit an Denen zu üben, die ihrer bedürfen.“

[2753]

Wahrer Edelmut.

Lamartine erzählt folgendes Beispiel seltenen Edelmutbes, welches abermals den Beweis liefert, daß die wahre, höchste Güte eine Macht besitzt, welche wirksamer gegen Unrecht und Sünde zu Felde zieht, als alle Zwangsmaßregeln der Welt.

Ein Beduine aus dem Stamme Negobeh besaß ein Pferd, welches nah und fern als das vorzüglichste seiner Gattung gepriesen ward. Ein anderer Beduine, Namens Daher, wollte das herrliche Ross um jeden Preis an sich bringen und bot dem Eigentümer alle seine Kameele und seinen ganzen Reichtum dafür, doch vergebens; Naber, der glückliche Besitzer des Thieres, wollte es um alle Schätze der Welt nicht hergeben.

Da entschloß sich Daher, zur List seine Zuflucht zu nehmen; er färbte sein Gesicht mit dem Saft einer Pflanze bis zur Unkenntlichkeit, kleidete sich in Lumpen, verband Füße und Kopf, und stellte sich als ein lahmer Bettler an den Weg, welchen Naber kommen mußte. Als er ihn auf seinem schlüchtigen Ross nahen sah, rief Daher mit schwacher Stimme: „Ich bin ein armer Fremdling; drei Tage liege ich hier auf diesem Fleck, ohne mich rühren zu können und mir Speise zu suchen. O helf mir, sonst sterbe ich — der Himmel wird Euch Eure Barmherzigkeit lobnen.“

Der Beduine erbot sich sogleich, den Kranken mit auf sein Pferd zu nehmen und nach seiner Heimath zu bringen, doch der schlaue Betrüger ächzte: „Ach, ich kann mich nicht allein erheben, ich habe keine Kraft dazu!“

Naber, von Mitleid bewegt, stieg ab, führte sein Pferd zu der Stelle, wo der Bettler lag, und hob diesen mit Anstrengung aller Kräfte in den Sattel. Doch kaum fühlte sich Daher fest im Sattel, so gab er dem Pferde die Sporen und flog dahin wie der Wind, dem Betrogenen zurufen: „Ich bin es, Daher, ich habe das Pferd Euch dennoch abgewonnen

und nehme es mit!“ Naber rief ihm zu, er möge still halten und ihn anhören. Der Räuber, vor Verfolgung sicher, lenkte das Ross um und hielt in geringer Entfernung von Naber, welcher mit einem Speer bewaffnet war. „Ihr habt mein Pferd genommen,“ sagte der Letztere, „und weil Allah es so gewollt, so bemüht es mit Freuden; aber ich beschwöre Euch, sagt es Niemand, auf welche Weise Ihr es erhalten.“

„Warum nicht?“ fragte Daher.
 „Weil,“ erwiderte der edle Araber, „wirklich Kranke und Glende am Wege liegen könnten, und alsdann Jeder sich fürchten müßte, ihnen zu helfen. Ihr würdet dadurch die Sünde auf Euch laden, Eure Nebenmenschen von Werken der Barmherzigkeit zurückzuhalten durch die Furcht, betrogen zu werden, wie ich betrogen ward.“

Diese Worte erfüllten den Räuber mit einem Gefühl tiefer Scham; er schwieg einen Augenblick, sprang dann vom Pferde, führte es zu seinem Eigenthümer zurück und umarmte diesen mit tiefer Nührung. Naber nahm den betehrten Feind mit in sein Zelt, wo sie einige Tage zusammen verweilten und einen Freundschaftsbund schlossen für das ganze Leben.

[2716]

Traurige Folgen der Vergesslichkeit.

(Eine wahre Geschichte.)

Schon seit längerer Zeit interessirte sich Arthur v. W. für eine junge reizende Wittve, die Baronin v. R., deren Gut an das seinige grenzte. Von angenehmem Aussehen und als Besitzer eines großen Vermögens, verkehrte auch er nicht einen günstigen Eindruck auf die Dame seines Herzens zu machen und von allen Seiten sah man dem Zeitpunkt entgegen, wo sich Beide näher verbinden würden.

Ein großes Diner, von einem reichen Gutsbesitzer der Umgegend veranstaltet, sollte sämmtliche vornehme Familien seiner Bekanntschaft vereinigen. Auch Arthur und die reizende Baronin befanden sich unter den Eingeladenen. Schon seit mehreren Tagen hatte Ersterer um die Gunst gebeten — seine Angebetete in seinem Wagen abholen und nach dem Orte des Festes geleiten zu dürfen — und dieselbe auch mit einem vielversprechenden Lächeln erhalten. Die zur Abfahrt bestimmte Stunde war jetzt gekommen, Arthurs elegante Equipage hielt vor dem kleinen Schlosse der Baronin; der junge Mann sprang hinaus, eilte die Treppe hinan und hob bald darauf die in der gewählten Toilette strahlende Wittve in den Wagen — dann folgte er ihr und rollte seligen Herzens von dannen.

Es war sein Vorsatz gewesen, ihr während der Fahrt sein Herz anzubieten, um als glücklicher Bräutigam am Ziele anzulangen; deshalb hatte er es vorgezogen die Pferde selbst zu lenken, um in ungeörter Einsamkeit mit der Holden zu sein, doch waren diese so wild und störrig, daß sie die ganze Aufmerksamkeit des Lenkers in Anspruch nahmen und es demselben nicht gestatteten, seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen.

Trotdem befand sich der junge Mann wie im dritten Himmel und war sehr unangenehm überrascht, als sie nach drei Stunden, die ihm wie Minuten entflohen waren, am Ziele der Fahrt anlangten. Mit ehrerbietiger Zärtlichkeit führte er die Baronin bis an das zur Damentoilette bestimmte Zimmer und eilte dann schleunigst in die Herrengarderobe, wo er schnell seine Toilette in Ordnung brachte und hierauf an der Thüre harrend, hinter der seine Götin verschwunden war, auf das Wiedererscheinen derselben wartete, um sie in den Speisesaal zu geleiten. Eine langweilige halbe Stunde stand er dort in demüthiger Geduld, damit beschäftigt, den Antrag, welchen er bestimmt während des Festes anzubringen hoffte, zu memoriren, und seinen Schnurrbart in stiller Resignation drehend. — Da endlich! öffnete sich die Thür, Arthur eilt mit pochendem Herzen und funkeln Blicken vorwärts, um seiner Dame den Arm zu bieten, doch diese — ein Bild des Schreckens — stößt den sich ihr feurig Nahenden sanft zurück und stottert mit seltsam verzogener Miene: „Ich muß — ich beschwöre — ich bitte Sie“ —

„Um Gottes Willen, gnädige Frau“ — ruft Arthur — „was ist Ihnen begegnet, weshalb sind Sie so erregt?“ — „Ich kann es Ihnen nicht erklären,“ stammelte die junge Wittve, „aber ich sehe mich genöthigt“ — — — wieder stockte sie und wechselte die Farbe.

„So reden Sie doch nur, gnädige Frau, was soll ich thun, befehlen Sie über mich.“

„Nur um Ihren Wagen bitte ich.“ — — —
 „Um meinen Wagen? Jetzt?“

„Ich muß fort, ein unglücklicher Vorfall zwingt mich dazu, augenblicklich nach Hause zurückzukehren.“ . . .

„Aber ich beschwöre Sie, gnädige Frau, vertrauen Sie mir, Sie wissen nicht wie theuer“ — — —

„Nein, nein, ich kann Ihnen nicht vertrauen, ich stehe Sie nur an, mir Ihren Wagen zu geben,“ ruft verzweiflungsvoll die junge Frau.

„Ich eile, ich fliege, denselben herbeizuschaffen und in wenig Sekunden geleite ich Sie nach Hause.“

„Um Gottes Willen, das darf nicht sein,“ ruft wieder die Baronin händeringend, „ich kann Ihre Begleitung nicht annehmen.“

Verleßten eifersüchtigen Herzens ging Arthur nach dem Wagen, rief einen der anwesenden Kutscher herbei, übergab ihm die Zügel, und hob dann, in finsternen Schweigen gehüllt, das Idol seines Herzens hinein, dessen räthselhafte Verlegenheit er sich nicht erklären konnte.

Niedergeschlagen kehrte der junge Mann hierauf zurück und mischte sich — ein bleicher, melancholischer Gast — unter die fröhliche Gesellschaft. Keinen Augenblick wich der düstere Mißmuth von ihm und der Tag, den er sich so herrlich ausgemakelt, verging ihm in unerträglicher Langerweile. —

Sobald es sich am nächsten Morgen mit Anstand thun ließ, fuhr Arthur nach dem Schlosse der Baronin, mit dem festen Entschluß, alles daran zu setzen, um die Lösung dieses Geheimnisses, welches seine ganze Seelenruhe bedrohte, zu erfahren.

Rosig und lebenswürdig wie immer, dem bleichen Schreckensbilde von gestern nicht zu vergleichen, empfing ihn die junge Wittve als einen willkommenen Gast und lud ihn

sogleich ein, das Frühstück mit ihr zu theilen. Arthur brachte bald das Gespräch auf den gestrigen Vorfall und versuchte sein Möglichstes, bald durch zärtliche Bitten, bald durch gekränkte Miene, die gewünschte Aufklärung zu erhalten, doch umsonst, die Baronin blieb unerbittlich und nach Verlauf einer Stunde entfernte sich der junge Mann noch verstimmter, als er gekommen war. Bange, qualende Zweifel durchkreuzten sein Gehirn, als er die Baronin verlassen; da traf er unten im Vorsaal die muntere Kammerjungfer und — wie ihm bekannt war — Vertraute der gnädigen Frau. Er beschloß nun um jeden Preis die Aufklärung des unseligen Geheimnisses, welches sein Lebensglück bedrohte, zu erhalten und wandte sich daher an das freundliche Mädchen mit der Bitte, ihm anzuvertrauen, weshalb die gnädige Frau gestern so unerwartet zurückgekehrt sei. Lange weigerte sich diese hartnäckig, ihm zu willfahren, endlich aber, da der junge Mann immer heftiger in sie drang, sagte sie lachend: „Ja behn Sie, gnädiger Herr, wenn Sie, wie doch zu erwarten steht, die gnädige Frau heirathen, müssen Sie's doch erfahren — die gnädige Frau hat“ — — —

„Nun was?“ — rief Arthur athemlos.

„Zweierlei Zähne“ — antwortete unbefangen das Mädchen — „das eine Gebiß ist wunderschön gearbeitet, aber sehr theuer und leicht zerbrechlich, das andere ist dauerhafter, doch nicht so weiß und steht der Baronin nicht so gut, als das erste, deshalb trägt sie es auch nur im Hause, wenn sie ganz allein ist.“

Gestern nun, als der Herr Baron erwartet wurde, bezahlte sich die gnädige Frau sehr mit der Toilette und vergaß die Zähne zu wechseln, — daher mußte sie, sobald sie dies im Spiegel bemerkte, schnell wieder nach Hause fahren. Das ist die ganze Geschichte, gnädiger Herr Baron.“ Aber der Herr Baron hörte nicht mehr, versenk vor Lachen, von Liebe und Liebesschmerz geheilt sprang er in seinen Wagen und kehrte nicht wieder zurück, indem er es vorzog, bald darauf eine Frau mit einem eignen Gebiß zu heirathen, der es nicht begegnen konnte, einen so wichtigen Toilettengegenstand zu verpassen.

Die Baronin trauerte einige Zeit um den Ungetreuen, dann tröstete sie sich und vermählte sich mit einem achtbaren alten Geheimrath, der in Betreff der Zähne nicht sehr scrupulös war, da er ihr hierin nichts nachgab.

[2750]

Etwas ganz Apartes.

Rudolf B., ein berliner Jüngling mit Glanzstiefeln, war nach Paris gereist, um das Leben zu genießen und sein Vermögen durchzubringen. Von allen Seiten hatte man ihm gesagt, daß es dort Alles gäbe, was ein Mensch nur verlangen könne, und daß man dort Delikatessen erhalte, die man in anderen Städten kaum dem Namen nach kenne. Da Rudolfs Ehrgeiz nun hauptsächlich in seinem Magen lag, so besuchte er weniger Gemäldegalerien als Restaurationen und war stets in den ersten Cafés zu finden.

Trotz aller Mühe war es ihm bis jetzt nicht gelungen, eine ihm noch nicht bekannte Seltenheit im Gebiete der Küche aufzutreiben (denn er hatte auch in Berlin stets Sorge für sein leibliches Wohl getragen), und in stiller Resignation studirte er heute die Speisekarte bei dem berühmten M., ohne im Stande zu sein, etwas ganz Außergewöhnliches zu finden. Mißmüthig kostete er eine Delikatesse nach der andern und versank in eine tiefe Melancholie. Endlich näherte sich ihm der trinkgelblüsterne Kellner mit der Frage, ob der Herr nicht noch etwas zu befehlen habe. Unerwartet sagte Rudolf: „Alle Speisen, die ich hier sehe, habe ich schon bis zum Ueberdruß genossen — ich bin deshalb hergekommen, um etwas Apartes zu essen, und erhalte nur die allergebühlichsten Dinge — haben Sie denn nichts Außergewöhnliches — keine seltenen Delikatessen?“ — „Gewiß mein Herr,“ versetzte gekränkt der Kellner, „wir haben Alles — Sie dürfen nur befehlen und wenn ich mir erlauben dürfte,“ — — —

„Nun —“
 „Ich könnte dem Herrn eine Delikatesse bringen, eine Seltenheit — o! mein Herr, Sie werden anders von mir denken, wenn Sie diese gekostet haben — aber“ — — —

„Kein Aber, schaffen Sie sie mir augenblicklich her.“
 „Aber, mein Herr, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß das Gericht, eben seiner Seltenheit wegen, theuer, ja, zu meinem Schmerze muß ich es gestehen, sogar sehr theuer ist.“

„Ah bah — was kostet es?“
 Der Kellner nennt einen enormen Preis — Rudolf bezahlt denselben ohne Zaubern und Ersterer verschwindet in das Fleißigthum der Küche. Bald kehrt er wieder — sein Gesicht brüht Stolz und Befriedigung aus, er trägt eine kleine verdeckte Schüssel in der Hand, welche er mit zierlicher Verbeugung auf den Tisch setzt. Rudolf strahlt vor Vergnügen, erwartungsvoll hebt er den Deckel ab und findet heimatliche

[2751]

Rosen im Winter.

Kommt nur herein, ihr frostgeschminkten Rosen,
 Was wollt ihr draußen, wo auf kalten Zweigen
 Der Vögel Jubellieder schüchtern schweigen,
 Nur noch die rauhen Winterstürme toben!

Ihr blickt so ernst, ihr spätgebornen Rosen,
 Und eure Düste wehn so traurig eigen,
 Als hättet nimmer ihr der Elfen Reigen
 Belauscht, und nie gefühlt des Zephyrs Rosen!

Ihr leuchtet, wie die Schönheiten im Entfagen!
 Ah, nur des Reifes eifige Juwelen
 Hat eure Brust als ein'gen Schmuck getragen,

Doch trotzt ihr den Stürmen ohne Klagen,
 Und wußtet mit der Kraft der Blumenseen
 Des Herzens tiefen Kummer zu verhehlen.

Marie Harrer.

Sie will Erzieherin werden.

Von
Amely Köste.

Es ist lange, lange her, als Gott der Vater in seinen schönen Garten ein Männlein und ein Fräulein setzte, welche sich lachend all der guten Dinge erfreuen sollten. Seitdem ist gar Vieles ganz anders geworden in seiner Welt. Aus dem Paradiese getrieben, mußte der Mann im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen, die Frau Sorge und Mühe tragen, für die es keinen andern Lohn giebt, als den das eigene Herz reich. — So blieb es eine lange Zeit. Der Mann erwarb, die Frau ersparte und daß sie ihm angehörte, nannte man ein Gesetz der Natur. Manchmal kamen wohl auch Zeiten, wo die Mädchen sich gegen das Gesetz sträubten und es ein Joch nannten, aber nur zu bald kehrten sie wieder dazu zurück; denn sie befanden sich immer noch am besten dabei. —

Dies würde nun auch unbedingt noch heute der Fall sein, wenn nicht durch die Entdeckung neuer Welten so viele Männer dem alten Boden treulos geworden wären, daß deren Zahl nun nicht hinreicht, um jedem Fräulein einen fürsorgenden Beschützer zu sichern. — Außerdem ist durch die Dampfmaschinen eine Unruhe in die Menschen gefahren, Niemand legt mehr viel Werth auf ein eigenes Haus, überall finden die Männer jetzt eine Heimath, und Kaffeehäuser und Restaurationen bieten ihnen helle schöne Räume und jeden Comfort, den der eigene Herd ihnen nicht gewähren könnte. — Die Wahl einer Gefährtin wird daher täglich mehr zu einer Thorheit, welche nur der Einzelne noch in einer unbesonnenen Minute begeht, um sie dann bitter zu bereuen, wenn er das freie, sorgenlose Leben seiner klügeren Gefährtin bemerkt, die kein häuslicher Herd fesselt. —

Die heutige Welt ist darum reich an Junggesellen und tausendmal reicher noch an unverforschten Mädchen; — unverforscht darum, weil man, aus alter Gewohnheit, sie für die Ehe erzog und — der Mann ihnen ausblieb. —

Was macht das Mädchen nun? —

Sie will Erzieherin werden, sagt sie. — Der Gedanke ist freilich recht schön, das Erziehen der Jugend ist der Frauen erster Beruf; die nicht selbst Mutter ist, kann dabei noch die Pflichten einer Mutter üben. — Eine Stelle wird sich finden. In den Zeitungen erscheint so mancher Aufruf, man braucht sich nur zu melden.

Doch, wie alles in der Welt Fortschritte gemacht hat, so ist es auch mit dem Lehrafache ergangen, das bloße unterrichten Wollen genügt nicht mehr, man muß auch unterrichten können, dazu ist Methode erforderlich, und diese will erlernt sein. — Das Mädchen, dem es nun plötzlich eingefallen, sich

dem Berufe einer Lehrerin widmen zu wollen, hat vergessen, daß man sie um ihre Fähigkeit dazu befragen, um ihre Zeugnisse bitten wird. Die Aermste! Sie hat ja keine aufzuweisen; — denn sie bildete sich für die Ehe aus, diese herrlichste aller Lebenslotterien, in die man sich mit gutem Glücke ohne alle Befähigung einkaufen kann. Aline meldet sich und wird abgewiesen, denn man verlangt eine Lehrerin, die das Examen bestanden. Es ist freilich sehr unweiblich, daß ein Mädchen eine Sache ordentlich und gründlich verstehen soll; indessen, das Zeitalter bringt es nun einmal so mit sich, man darf nicht gegen den Strom schwimmen. Aline will also ein Examen bestehen. — Zu dem Zwecke muß sie sich nach Berlin begeben, und der Auserwählte in dieser großen Stadt ist ihr durchaus nicht unangenehm. Doch kostet er ihren Vater eine bedeutende Summe. Sie meldet sich bei dem Director einer Schule und wird für den Cursus aufgenommen. Aber ach! Sie hat in den acht Jahren, wo sie die Välle besuchte und den Männern Gelegenheit gab, ihr Anträge zu machen, so viel von dem vergessen, was sie in der Schule erlernt, daß sie ganz unmöglich in einem Jahre mit ihren Vorbereitungen fertig wird. Ihr Vater muß sich entschließen ihr ein zweites Jahr zu bewilligen. Er sträubt sich dagegen. Seine Verhältnisse erlauben ihm die Ausgabe nicht, behauptet er. — Aline verpflichtet sich die ausgelegte Summe von ihrem späteren Erwerbe abzutragen. — Darauf erhält sie seine Einwilligung. — Werde ich aber auch gleich nach vollendetem Examen eine Stelle finden? fragt Aline den Director. — Er beruhigt sie darüber. Wir haben immer noch nicht Lehrerinnen genug, sagt er. Die Männer wollen sich jetzt nicht mehr dem Schulfache widmen, weil das Gehalt zu klein ist. Wir müssen darum Frauen anstellen, und Gottlob giebt es deren jetzt genug in der Welt, die auf diese Art ein Fortkommen suchen müssen. Wir haben jährlich ungefähr 350 hier zu prüfen, und das ist noch viel zu wenig für den Bedarf; denn sonderbarer Weise heirathen so viele von diesen Mädchen, nachdem sie sich einem Berufe gewidmet, der sie lebenslanglich versorgt. Es scheint den Männern zu gefallen, daß die Mädchen eine Prüfung bestanden, welche beweist, daß sie ihre Kinder erziehen können. — Wirklich? fragte Aline und lächelte gedankenvoll. Zu Hause wirft sie einen Blick in ihren Spiegel. Vierundzwanzig Jahr und zwei dazu macht sechsundzwanzig, sagt sie, dann kommt das Examen, darauf kommt die Stelle, von der sie die Schuld an ihren Vater abtragen soll; — einige Zeit muß dem Schicksale doch auch bleiben, um eine Gelegenheit zum Finden herbeizuführen. Darüber kann das dreißigste Jahr herankommen. Indessen, das ist nun nicht mehr zu ändern, besser spät als niemals. — Aber, wenn sie das gewußt hätte, so würde sie in ihrem achtzehnten Jahre ihr Examen bestanden haben. Eine junge Lehrerin wäre viel, viel interessanter gewesen und hätte auf eine viel, viel bessere Par-

tie hoffen dürfen, als eine in gefetzten Jahren. — Geschehenes ist indessen nicht zu ändern. — Sie setzt sich nieder und schreibt nach Hause an ihre jüngern Schwestern: Lieben Kinder! Laßt doch sogleich nach Empfang dieses Briefes Välle Välle sein, denn dort spinnet man keine Seide, und beißt Euch dafür alle Vorstudien zu dem Examen einer Lehrerin zu machen — wozu ich Euch jetzt die genaue Anweisung geben kann, — denn denkt nur! daß ich heute aus einer sichern Quelle erfahren habe, es fänden sich für solche Mädchen eine Menge Freier, ja sie gingen im wahren Sinne des Wortes wie warme Semmeln ab. — Benutzt darum Eure Jugend, so lange es noch Zeit ist, und nehmt euch an mir ein Beispiel. Wolte der Himmel! ich hätte es Euch vor Jahren schon geben können; zum Glück aber habe ich mich gut conservirt. In Eile, denn ich muß studiren.

[2755]

Eure

Aline.

Seelenbund.

So lasse uns ein Bündniß schließen,
Und unser Pact soll dieser sein:
Ein Jedes sitze zu den Füßen
Des And'ren heiter, keusch und rein.

Ich weibe Dir mein ganzes Wesen,
Und huldige in Treuen Dir,
Zu Gleichem sei Du auserlesen
Und allezeit treudienstbar mir.

Ein Jedes müsse sich erwählen
Des And'ren Wunsch zu Ziel und Stern,
Und seiner Schwäche stets erzählen,
Wie groß die Schönheit seines Herrn.

Nur an die eig'ne Brust zu schlagen
Bereit sei Jedes Neue stets,
Und dann des And'ren Bild zu tragen
Hoch auf den Schwingen des Gebets.

Und endlich uns'rem inn'ren Leben
Zum Richter sei nur Gott bestellt,
Doch wie ich Dir, Du mir ergeben,
Bleib' ein Geheimniß aller Welt.

[2776]

J. Neumann.



Wild- und Geflügel-Markt in London zur Weihnachtszeit (Leadenhallmarket).

Original-Musik des Bazar.

Italienische Biegenhirten.

Gedicht von R. Löwenstein.

Andante con moto.

SINGSTIMME.

PIANOFORTE.

Wilh. Lehmann.

1. Die Heer = den wei = den am Ber = ges = hang, die Hir = ten se = hen sich
 2. Es schläft das Thal in der Mit = tags = glut, es streift kein Wind durch die

nie = der.
 Wäu = me.

1. Es tö = net das schweigende Thal ent = lang, es tö = net das schweigende Thal ent =
 2. Es hal = tet das Lied, da Al = les ruht, es hal = tet das Lied, da Al = les

lang vom lieb = li = chen Klang, vom Klang der Lie = ber das freu = di = ge Ge = ho wie = der.
 ruht, wohl li = ber die Käu = me, die schlum = mern den Räume, wie se = li = ge Lie = bes = träu = me.

Der Wild- und Geflügel-Markt

in London zur Weihnachtszeit.

(Leadenhallmarket.)

Die Bewohner großer Städte sind zwar gewöhnt an „reich assortirte Waarenlager“ jeder Art, an die strahlenden Bazars der Modehändler, an glänzende Krystall-, Spiegel- und Marmorläden, deren aufgehäuften Kunstschätze reiche Käufer anlocken, und die Bewunderung des Beschauers herausfordern. Sie sind gewöhnt an die eleganten Magazine, in denen Alles, was zur Leibes- und Geistesnahrung des Menschen gehört, in so ungeheuren Massen ausgestellt ist, daß man nicht weiß, soll man mehr die schöpferische Kraft, die Industrie des Menschen, oder seine — ungeheuerere Consumtionskraft bewundern.

Gleichwohl dürfte es nicht ohne Interesse sein für die Leserinnen, — sie mögen nun, als fleißige Landwirthinnen, das Geflügel für den Familientisch selbst groß ziehen, oder dasselbe auf dem Markt kleiner oder großer Städte kaufen — wenn wir ihnen ein Bild des Londoner Wild- und Geflügelmarktes vorführen, wie derselbe sich zur Weihnachtszeit dem Auge darstellt.

Freilich ist London groß genug, um stets allen Orten, wo Lebensmittel feil geboten werden, eine Masse von Käufern zuzuführen; doch das regste Treiben herrscht an derartigen Verkaufsplätzen zu der festlichen Weihnachtszeit. In ungläublichen Massen wüthen die Reihen der Hasen, mit und ohne ihren natürlichen Pelz den Käufern zu, im gemüthlichen Beieinander mit den zahllosen Schaaren der Gänse, die theils befedert, theils in appetitlicher Blöße reihenweise die Buden zieren, und, arme Schlachtopfer des menschlichen Appetits, von der Grausamkeit der Herrn der Schöpfung blutiges Zeugniß ablegen.

Indessen, wir sind gewöhnt, alle andern lebenden und leblosen Geschöpfe als für uns geschaffen zu betrachten, und schreiten ohne die mindeste Gewissenspein durch Fleisch- und Geflügelläden, ja wir werden uns sogar an einem Anblick wie der, welchen unser Bild darbietet; die dichten Reihen der gerupften Gänse, Truthähne, Enten und wie diese Geschöpfe alle heißen, die auf dem Altar des häuslichen Herdes geopfert werden sollen, bilden eine so lockende Zierde der Buden, daß keiner Hausfrau der Wunsch verdracht werden kann, einen oder den andern Vogel für ihren Tisch zu gewinnen, auch wenn es nicht, wie auf unserm Bilde, Weihnachtszeit, der Ort der Scene nicht London, und der Truthahn oder die Gans nicht zum Festbraten bestimmt sein sollte. Zur Weihnachtszeit freilich hat die Sache noch ein ganz anderes, wichtigeres Ansehn, das wissen die Verkäufer in den Buden auch gar gut, vom Eigenthümer der Hasen und der geschlachteten Gänse an bis zu dem kleinen Lausburschen, der den Kunden den Festbraten in spe zuträgt. Die Menschenmasse, die trotz der Kälte die Buden umdrängt, die vollen Börsen, die verlangenden Blicke der Käufer oder derer, die gern kaufen möchten,

Alles vereinigt sich, den Geflügel- und Wildhändler zur Weihnachtszeit zum stolzesten Mann einer civilisirten Stadt zu machen, oder doch mindestens eben so stolz, als die Spielzeughändler, die Pfefferkuchler, die Kuchenbäcker und noch einige glückliche Gewerbetreibende, ohne welche die Menschheit zur Weihnachtszeit schlechterdings nicht existiren kann.

Es ist eigenthümlich, und doch nicht zu leugnen, daß selbst die leblose Natur den seligen Traum der Weihnachtsfreude mit zu empfinden scheint. Es ist als tänzten die Schneeflocken lustiger als sonst unter den Menschen umher, die so eilig von einem Laden, von einer Bude zur andern fliegen, es ist als wollten die Flocken sich mit den lustigen Buben necken, denen die Weihnachtsfreude auf den rothwangigen, halberfrorenen Gesichtern geschrieben steht; ja als wollten sie den Menschen zum Trost den armen nackten Wögeln zum Ersatz für ihr geraubtes warmes Federkleid ein anderes schönes weißes Gewand anziehen, so dicht legen die zarten Flocken sich auf die todtten Körper, welche, wenn das Glück den Käufern und Verkäufern wohlwilt, bald am Spieß oder in der Pfanne ein braunes Kleid anziehen und von fröhlichen Menschen bei fröhlichem Mahl verspeist werden! — oder schon verspeist worden sind, denn die Weihnachtszeit mit ihren Freuden und Sorgen, mit ihren goldenen Früchten und goldenen Träumen ist vorüber, die glücklichen Kinder schmelzen im Besitz der Herrlichkeiten, die das Christkind gebracht, die Eltern ruhen aus von der süßen Mühe des Freundespendens, von schlaflosen Nächten, in denen sie für die Zügel der Christbescheidung geordnet. — Müde das Christfest, auf welches wir jetzt zurückblicken, recht vielen, vielen Menschen ein freudiges gewesen sein!

Die Mode.

Im letzten Modenbericht hatten wir uns die Aufgabe gestellt, unsere Leserinnen mit den beliebtesten Ballkleiderstoffen bekannt zu machen, und auf die Art der Garnitur der Ballroben hinzuweisen, da bei der phantastischen Richtung der jetzigen Ballparüre eine erschöpfende Besprechung aller Variationen derselben zu den Unmöglichkeiten gehört. Die jungen Leserinnen werden aus unsern Mittheilungen jedenfalls mit Freude entnommen haben, daß die Mode, obgleich sie im Ballsaal ihre luxuriösesten Capricen zur Geltung bringt, doch auch der Einfachheit nicht abhold ist, sobald diese nur die Phantasie zu Rathe zieht, und deren Rathschläge anmüthig ins Werk zu setzen nicht verschmäht. Denn so nachtheilig der Einfluß der Phantasie auf die häusliche Toilette einwirken kann, wenn wir ihren zuweilen baroquen Einfällen ohne Wahl und Ueberlegung Gehör geben, so unentbehrlich ist sie für die Balltoilette. Wie der nach den Rhythmen der Musik leicht dahinschwebende Schritt ein ganz anderer ist, als der, womit auch das leichtfüßigste junge Mädchen im Hause bei ihren Geschäften sich hin und her bewegt, so kann und darf das Gewand, welches

die jugendliche Tänzerin im blendend erleuchteten Ballsaal umhüllt, nicht die schmucklose Einfachheit eines Hauskleides haben. Es muß leicht und gracil sein, wie der Schritt seiner Trägerin, und durch gewählten Schmuck das Zeugniß geben, daß die junge Tänzerin sich zur Freude des Balles mit Sorgfalt vorbereitet.

Wie wir schon kürzlich bemerkt, theilen sich die Fächer mit den Bouquets in die Gunst der tangenden Damen, dagegen ist im Theater, in Concerten oder sonst zu großer Parüre der Fächer allgemein angenommen. Im letzteren Falle ist es vom bisinguirtesten Geschmack, den Fächer von der Farbe der Robe zu tragen, eine Uebereinstimmung, welche in Paris sogar auch in Bezug auf die Handschuh als elegant angesehen wird, also: zu einer blauen Robe ein blauer Fächer und blaue Handschuhe, zu einem rosa Kleide rosa Fächer, rosa Handschuhe etc. Man kann sich nichts Zarteres und zugleich Glänzenderes denken, als diese Fächer von weißer oder hellfarbiger Seide mit Gold-, Silber- oder Stahlfittern gestickt und mit einem Kranz von Marabouts umgeben. Die Wirkung dieser mit Fittlern gestickten Fächer ist wahrhaft blendend; von höherem Werthe in künstlerischer Beziehung sind die gemalten, deren Preis natürlich von der größeren oder geringeren Gebiegenheit der Malerei abhängt, sowie von der Kostbarkeit des Gestalles; man findet die Gestelle von Gold, Perlmutter, geschmücktem Elfenbein, Ebenholz oder anderem werthvollen Holz.

Zur Gesellschaftstoilette werden von jungen Frauen häufig Farben getragen von Spitzen, Blonde, oder auch von Illusionstüll, mit goldenen Mousschen verziert. Daneben haben die Coiffüren von Band oder Chenille noch nichts von der Gunst der Damen verloren, und das sehr geschmackvolle, kleidsame Arrangement, welches im Allgemeinen den genannten Putzartikel auszeichnet, rechtfertigt diese Gunst vollkommen. Um unsere Leserinnen mit dem Charakter dieser Coiffüren bekannt zu machen, gaben wir in Nummer 6 einige der modernsten Genres in Abbildung und Beschreibung. Zu den vorher erwähnten Farben lieferte unsere Zeitung ebenfalls schon mehrfach Muster (auf Tüll in Spitzenimitation oder leichter Stickerei auszuführen), welche den aufmerksamen Leserinnen nicht entgangen sein werden.

Für diejenigen, welche der Nachahmung durch eigene Arbeit nicht geneigt, den zarten, eleganten Toilettenartikel: Spitzen — zu kaufen vorziehen, seien hier die Namen der jetzt am meisten geführten Spitzen genannt. In weiß: Englisch, Mencomer, Brüsseler, Mechelner und die sogenannte point d'aiguille. Di Valencienner wollen wir hier, da von Gesellschafts- und Balltoilette die Rede, nicht in eine Reihe mit jenen stellen. Die erste, gediegene „Valencienner“ sieht man selten auf dem Ball, sie hütet stets nur das Haus, und ist, so zu sagen, das Aschenbrödel unter den Spitzen. Von den schwarzen Spitzen sind die Chantilly-Spitzen und die reichen Guipurespitzen hervorzuheben.

Die Chausüre für Ball und Gesellschaft hat in sofern eine Veränderung erlitten, als bei diesen Gelegenheiten die Schuhe mit Absätzen fast vollständig die Stiefeln verdrängten. Nach dem Vorgang der schönen Kaiserin der Franzosen hat die

elegante Pariser Damenwelt die Schuhe adoptirt und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Neuerung auch in unsern Gefell-

Zur Promenade behaupten die Stiefeln stets noch ihren Platz und haben für diesen Zweck, namentlich in der rauhen Jahreszeit, so große Vorzüge vor den Schuhen, daß diese ihnen die Straße wohl als alleiniges Terrain werden überlassen müssen.

Eine sehr rühmliche Lizenz der Mode an der Straßentoiilette bei feuchtem Wetter sind die schwarzen Steifröcke; nur dürfen über dieselben keine weißen Röcke gezogen werden, das wäre der Eleganz und dem guten Geschmack zuwider.

In Anfertigung der Damenkleider sind die industriösen Pariser auf eine neue, sehr zweckmäßige Verbesserung gekommen, nämlich die Taillen der Roben nicht durch verbindende Nähen zu einem untrennbaren Ganzen zu machen, sondern die einzelnen Theile derselben, Laß, Schooß, Ärmel u. s. w. getrennt von einander zum An- und Abknöpfen einzurichten, was gewöhnlich durch Brandenburgs geschieht, die zugleich die Verzierung bilden.

Diese Einrichtung ist nicht nur auf Reisen sehr zweckmäßig, weil sie das Einpacken erleichtert und namentlich die Kleider vor dem Zerdrücken bewahrt, sondern sie gewährt auch die Möglichkeit, eine und dieselbe Robe nicht nur in zweifacher, sondern sogar in noch vielfältigerer Gestalt zu tragen. Hat man z. B. eine Robe von schwarzem Moiré oder Taffet, so kann diese durch Anknöpfen verschiedener Garnituren die verschiedenartigsten Toiletten geben; wünscht man ganz schwarz gefleckt zu erscheinen, so legt man einen Laß von schwarzem Sammet oder schwarzen Spitzen, entsprechender garnirter Ärmel und Schooß, sowie dergleichen Rockgarnituren (à bandes) an, soll dagegen die Toilette geschmüdter sein, so knöpft man z. B. einen schottischen à bandes-Befaz an den Rock und arrangirt die Taille in derselben Weise. Natürlich gehört zu einer so vielgestaltigen Robe mehr Stoff als zu einer solchen, die nur eine Rolle in Haus oder Gesellschaft zu spielen hat; dennoch ist der Vortheil der Erfindung zu überwiegend und unverkennbar, als daß sie nicht auch von den eleganten Damen unseres Vaterlandes, die ja den Ruhm der Sparsamkeit vor den über-rehmischen Nachbarrinnen voraus haben, versucht und benutzt werden sollte. In Paris ist für jetzt noch den Erfinderrinnen dieser Robes sans coutures, Mlls. Loviot soeurs (Rue Lafitte 13), der Vortheil ihrer Erfindung durch ein Brevet zugesichert, doch es läßt sich nicht bezweifeln, daß es deutschen Modisten ebenfalls gelingen müsse, einer Robe verschiedene Gestalt zu geben, ohne der Festigkeit und Grazie ihres Schnittes Eintrag zu thun.

Zur Verzierung der Mäntel und Casaque's ist Pelzwerk in hohem Grade beliebt, ja man hat sogar versucht, dem Bur-nous, dieser, dem heißen Orient entstammten Hülle, den seltsam contrastirenden nordischen Pelzschmuck zu verleihen.

In Betreff der Hüte müssen wir bemerken, daß man zu eleganter Visitentoiilette oder im Wagen die einfarbigen Sammet- oder Seidenhüte als zu einfach betrachtet und bei den genannten Gelegenheiten vorzugsweise hellfarbige oder weiße Hüte mit abstehender Garnitur trägt; oder vielmehr: ein Bus-hut muß aus zwei verschiedenen Stoffen gearbeitet sein, z. B. weiß und schottisch, lila und weiß, paille und lila u. s. w. Zur Straßentoiilette dagegen sind einfarbige, namentlich dunkle Hüte den hellen, bunt garnirten mit allem Recht vorzuziehen; denn eine in auffallender Wintertoiilette auf der Straße sich zeigende Fußgängerin stellt sich selbst das Zeugniß aus, daß sie „bemerkt werden wolle“.

Veronika v. G.

Das Arrangement eines Schreibtisches.

Wo sind sie hingekommen, die schönen einfachen Zeiten, da man in einer wohlverschlossenen Schublade oder in einem Seitensack des Secretairs sein Briefpapier aufbewahrte, da eine Schreibmappe als Luxusgegenstand angesehen wurde und man sich mit einer Leberunterlage und einem Tintenfass ganz behaglich zum Schreiben eingerichtet glaubte, da man die Briefe in sich selbst zusammenbog und ohne enveloppe expedirte!

Sie sind dahin, diese harmlosen Tage, und haben anderen Platz gemacht, die es sich vorgenommen zu haben scheinen, ihre Vorgänger durch den übertriebenen Luxus im Fache der Schreibmaterialien gleichsam zu beschämen und ihnen durch ihre Schöpfung: der Schreibtisch von heute — zeigen zu wollen, was Reichthum und Geschmack aus einem sonst so prunklosen Möbel zu schaffen vermochte. — Wenn man in den weiten Sälen großer Möbelmagazine umhergeht, so sind es gewiß die Schreibtische, die unsere Aufmerksamkeit vor Allem fesseln werden. Mahagony-, Palisander-, Rosen- und Kirschbaumholz, Perlmutter, Bronze, die feinsten Sculpturen werden dazu verwendet, um dieses Möbel zur Krone einer neuen Einrichtung zu machen! Da sind kunstreich geschnitzte Gallerieen, prachtvolle angefräute Leuchter, vergoldete Bü-ventagen als Füße und der Himmel weiß welche kostbare Einzelheiten alle angebracht, die für den Schreibtisch eine im höchsten Sinne elegante Umgebung beanspruchen.

Des Contrastes wegen dürfte es vielleicht unsern Leserinnen interessant sein, die Weise zu erfahren, wie man in vielen englischen Häusern die Schreibtische für Damen einrichtet, ja es wäre sogar nicht unmöglich, daß die Leichtigkeit und Einfachheit des Arrangements zur Nachahmung auffordert.

Ueber einen länglich-viereckigen Tisch wird ein einfach grüner oder sonst dunkelfarbiger Teppich geworfen, und die Stellung des Tisches so eingerichtet, daß sich eine seiner längeren Seiten

an die Wand lehnt und das Tageslicht so darauf fällt, daß die schreibende Hand keinen störenden Schatten wirft. — In der Mitte des Tisches, nahe an die Wand gerückt, steht die Papeterie, welche verschiedene Briefpapiere, enveloppes u. dergl. einschließt; vor derselben liegt die Schreibmappe. Rechts von derselben, etwas zurückgerückt, befindet sich das Schreibzeug links, ein kleiner Handleuchter nebst elegantem Streich-feuerzeuge und eine sogenannte vesta-box, eine kleine Metallbüchse mit Reibwachslichtern, die auf dem Deckel derselben aufgesteckt, gerade zur Vollendung eines guten Siegels ausreichen. Ferner bedarf der Schreibtisch, in beliebiger Ordnung aufgestellt, ein Briefmarkenkästchen, einen Federwischer, ein Etui mit verschiedenen Oblaten, ein gleiches mit Stahlfedern (insfern solche nicht in der Papeterie angebracht sind). Briefbeschwerer und Papierhalter können in verschiedener Anzahl und Form vorhanden sein, eben so Papiermesser und Reißzähne.

An der Wand, gerade über der Papeterie, hängt ein Kalender, groß und deutlich genug gedruckt, um, ohne aufzustehen, während des Schreibens das Datum sehen zu können; auf der einen Seite befindet sich eine Wandtasche, auf der anderen ein Kartenhalter, der größere Adresskarten, Geschäftsempfehlungen u. dergl. aufzunehmen bestimmt ist. Der Tisch muß eine verschließbare Schublade haben, die, wieder in mehrere Fächer getheilt, Papiere von größerem Format, Pack- und Fließpapiere, sowie Leinwand und Bindfaden, kurz, Alles enthält, was zum Expediren größerer und feinerer Pakete notwendig ist.

Unter dem Tische liegt ein schönes Reßfell mit gestickter Bordüre, oder auch, wenn man solches nicht hat, ein kleiner Blüschteppich, der beim Schreiben so wohlthuend auf die gewöhnlich leicht erkaltenden Füße wirkt.

Endlich brauchen wir noch, halb unter den Tisch geschoben, den unentbehrlichen Papierkorb, dazu bestimmt, die verunglückten Kinder unserer schriftstellerischen Muse oder auch nur die verkehrte Stylisirten oder sonst verdorbenen Gratulations- und anderen Formbriefe aufzunehmen und in seinem weiten Magen zu begraben.

Will man dieser Einrichtung noch etwas zufügen, so kann man wohl an der Wand, über dem Kalender, noch ein kleines Büchertisch anbringen, das die nöthigen Hilfsbücher: Conversationslexikon, französisches und englisches Wörterbuch u. s. f. enthält, auch wohl zu beiden Seiten desselben kleine pedestaux mit den Büsten oder Statuen von Lieblingschriftstellern; allein man überlade den Tisch nicht mit nippes-Gegenständen, die keinen eigentlichen Zweck fürs Schreiben haben; sie gehören nicht dahin und machen den Tisch nur unbequem. Es versteht sich von selbst, daß alle diese Gegenstände stets in guter Ordnung und staubfrei erhalten werden, weil sie im entgegengekehrten Fall das hübsche Ensemble nur stören würden.

Sollten der jungen Leserin auch ein oder der andere Gegenstand fehlen und das meublement ihres Schreibtisches nicht vollständig sein, so darf sie dies nicht abhalten, doch ihren Tisch einzuweihen zu arrangiren; das Fehlende ergänzt sich schon nach und nach durch Geschenke von Freunden und Bekannten, und es ist doch etwas gar Anmuthiges um einen wohlgeordneten, bequemen Schreibtisch im eigenen trauten Zimmer!

Marie Luise.

Der Gesellschaftstanz.

Zweiter Artikel:

Die Polonaise.

Jeder Ball wird mit der Polonaise eröffnet, so wollen wir denn auch diesem graziosen Tanz sein uraltes Recht nicht nehmen und in dem Reigen der Gesellschaftstänze, die wir den Leserinnen vorzuführen denken, ihm den ersten Platz einräumen. Die Polonaise, wie schon ihr Name bekundet, polnischen Ursprungs, ist auf gewisse Weise der leichteste aller Tänze zu nennen, weil er scheinbar keine Kunstforderungen an die Tänzer stellt. Dennoch liegt gerade in der edlen Einfachheit dieses Tanzes für die Tanzenden die Aufforderung und zugleich die Möglichkeit, ihn mit Grazie und Anmuth der Bewegungen von Seiten der Damen, und mit ritterlicher Galanterie von Seiten der Herren auszustatten.

Um einen Begriff von der hohen Schönheit der Polonaise zu erlangen, muß man diesen Tanz von Herren und Damen des polnischen Adels tanzen sehen, neben der graziosen Geschmeidigkeit dieser Tänzer und Tänzerinnen wird auch die tadelloste Ausführung von Deutschen als ein bloßes pathetisches Einhererschreiten erscheinen.

Die Polonaise ist bei uns zu dem sogenannten „Ehrentanz“ geworden, welcher weniger als Tanz, denn als festlicher Umgang betrachtet wird, und gleichsam den Uebergang bildet aus dem gewöhnlichen Gleise ruhigen Einhererschreitens zu den feurigern Rhythmen der von der Jugend so geliebten Rundtänze.

Diese Bestimmung der Polonaise als Ehrentanz, welche auch älteren Personen gestattet, in ihre Reihen zu treten, darf gleichwohl die Jugend nicht zu der Meinung veranlassen, die Polonaise sei kein Tanz für sie. Das wäre ein großer Irrthum; die Polonaise ist, wie die Menuet, ein Prüfstein weiblicher Anmuth, ein Tanz, welcher Gelegenheit giebt, alle die Vorzüge zu entfalten, welche die Natur und seine äußerliche Bildung dem Menschen, und besonders den Damen verliehen.

Soll die Polonaise Tanzenden und Zuschauenden ein Vergnügen sein (und dieses ist doch der Hauptzweck aller Gesellschaftstänze), so dürfen nicht mehr Paare antreten, als in dem vorhandenen Raum sich frei bewegen können, d. h. der Raum muß groß genug sein, die Wendungen des Tanzes, die Touren, deutlich hervortreten zu lassen, da bei der Polonaise, wie bei allen Ensembletänzen, die Klarheit der Figuren Hauptbedingung ist.

Der künstlerische Schritt der Polonaise, das Pas de bourrée dessous, ist in seiner schönsten Ausführung eben nichts weiter, als ein anmuthiges Gehen, welches, durch die

Löne der Musik, fast ohne Willen des Tänzers, den rechten Accent erhält.

Die Musik der Polonaise, 3/4 oder 6/8 Takt, ist nicht zu langsam auszuführen (nach Mägels Metronom: 88 = ♩), denn ein schleppendes Tempo beeinträchtigt die Schönheit dieses Tanzes bedeutend.

Dem vortanzenden Paare ist das Arrangement der Touren überlassen, und haben die nachfolgenden Paare genau die Wendungen desselben zu beobachten. Häufig sind labyrinthische Bindungen der ganzen Colonnen die einzige Abwechslung, welche der Polonaise gegeben wird, und glauben wir daher um so eher, daß einige neue, beliebte Touren den Leserinnen willkommen sein werden.

A. Freisting, Königl. Tänzer und Tanzlehrer.

Beschreibung einiger Polonaise-Touren.

Erklärung der Zeichen: Herr. Dame. Richtung des Ganges. Der zu nehmende Weg.

Nr. 1. Grande promenade à une couple.

Die Tanzenden gehen in einzelnen Paaren hintereinander.

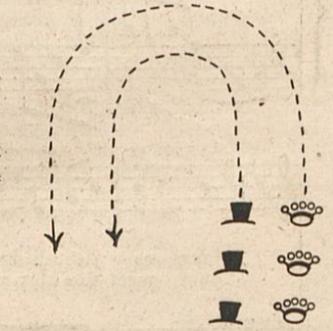


Fig. 1.

No. 2. Grande promenade à deux couples.

Stets das zweite Paar tritt dem vorgehenden Paar zur Seite (Fig. 2a.), so daß sich eine doppelte Reihe von Paaren bildet. (Fig. 2b.)

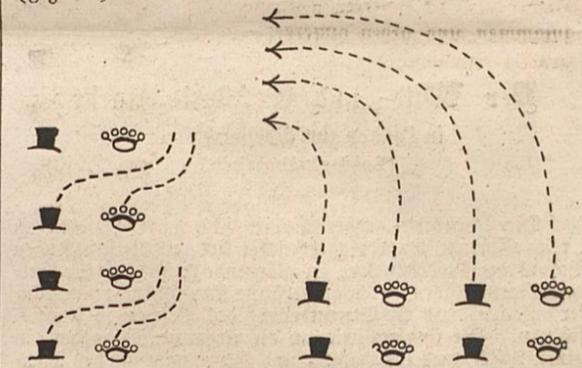


Fig. 2a.

Fig. 2b.

Nr. 3. Grande promenade deux dames ensemble et deux cavaliers.

Es treten stets 2 Damen und 2 Herren zusammen und machen in dieser Ordnung promenade. (Fig. 3.)

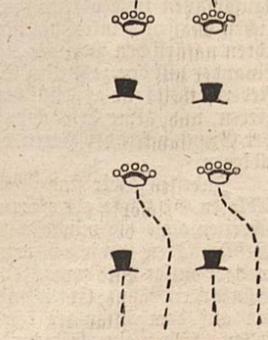


Fig. 3.

Nr. 4. Die Herren treten zur Seite (Fig. 4a.),

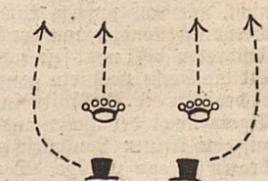


Fig. 4a.

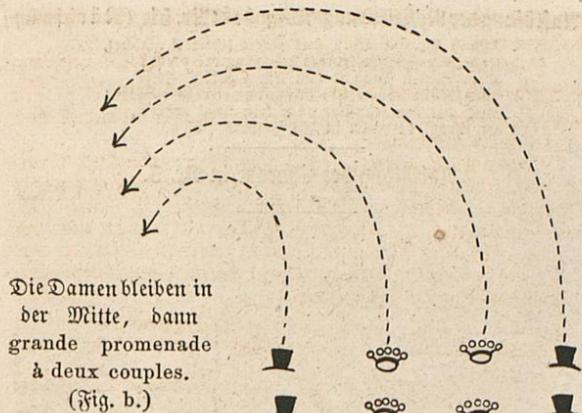
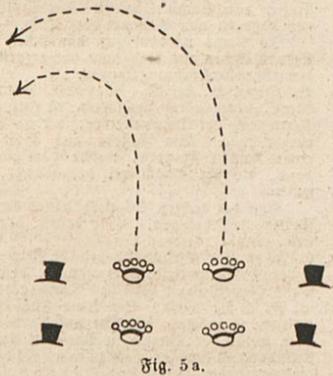


Fig. 4b.

Nr. 5. Die Herren bleiben zur Seite stehen und lassen die Damen paarweise in der Mitte hindurch gehen. (Fig. a.)



theilen sich dann in der auf Fig. 7 b. bezeichneten Weise und begeben sich alle wieder an die linke Seite der Damen,

dann grande promenade à deux couples. (Fig. 7c.)

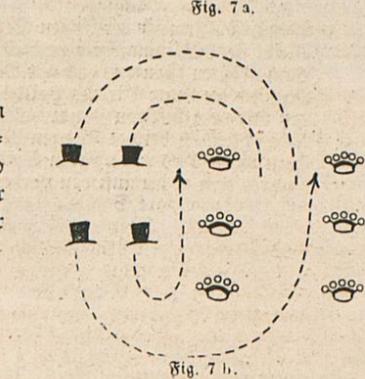
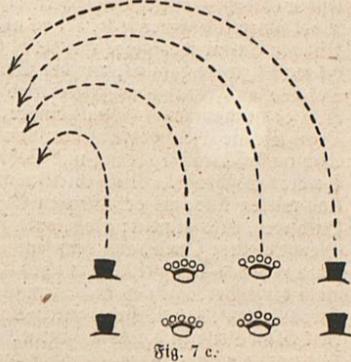
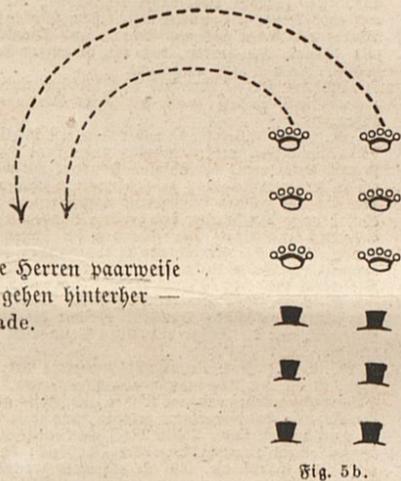


Fig. 7b.

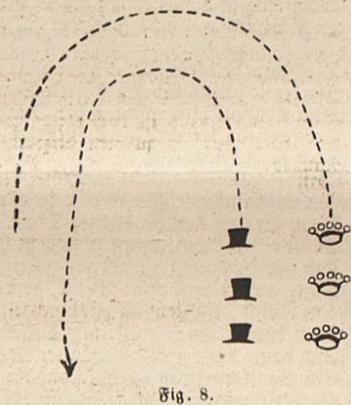


Zuletzt treten die Herren paarweise zusammen und gehen hinterher — grande promenade.



Nr. 8.

Von den tanzenden Paaren tritt stets das Paar zur linken Seite hinter das Paar zur rechten Seite, so daß sich wieder eine Colonne à une couple bildet. Dann grande promenade und compliment.



Der Spiegel der Alten.

Von G. A. Ritter.

Wenn wir jetzt unsere Toilette machen, sehen uns Spiegel zu Gebote, die uns unser Bild vom Kopf bis zum Fuß zurückwerfen und jede Unregelmäßigkeit eines Kleidungsstückes auf das Genaueste zeigen. Die älteren Völker hatten nicht jene sichern Hülfsmittel, und deshalb erforderte die Toilette auch eine weit größere Sorgfalt, und namentlich Zeit, bis die Menschen auf Mittel kamen, jene Unbequemlichkeiten zu beseitigen.

Die ersten Spiegel zeigte uns die Natur in dem Kristall der Bäche und Gewässer, doch bald genügten jene natürlichen Mittel nicht mehr, da sie das Bild meist nur trübe und in unbestimmten Umrissen zurückwarfen. Die ersten künstlichen Spiegel waren von Metall, und Cicero schreibt ihre Erfindung dem Aesculap zu. Die Spiegel, die zu Brundis aus Erz mit Zinn versezt verfertigt wurden, waren als die besten von dieser Art berühmt. Man machte sie auch von bloßem Erz, bloßem Zinn, und polirtem Eisen. Man gab aber in der Folge den silbernen den Vorzug, die ein gewisser Praxiteles erfand.

Zu Homers Zeiten müssen die Spiegel in Griechenland für kein so außerordentlich wichtiges Stück gehalten worden sein, weil man sie nicht in seiner schönen Beschreibung von Juno's Toilette antrifft, wo er doch Alles zusammenhäuft, was zum ausgesuchtesten Putz beitragen konnte.

Bald verschönernte die Prachtliebe und Brunnstucht die Spiegel; man verschwendete Gold, Silber und Edelsteine daran, und verfertigte Spiegel von sehr großem Werthe. Seneca sagt: Der Werth einiger derselben habe den der Mitgift überstiegen, welche der Senat aus dem öffentlichen Schatz der Tochter des Scipio angewiesen hatte. Man putzte die Wände der Gemächer mit Spiegeln, man überzog damit die Schüsseln, worin die Speisen auf die Tafeln gesetzt wurden, und sogar die Becher und Trinkgeschirre,

die das Bild der Gäste bis ins Unendliche vervielfachten, „ein Volk von Bildern“ nennt es Plinius.

Gewöhnlich waren die Spiegel rund oder oval. Metall war lange Zeit das einzige Material, das man dazu brauchte. Dennoch kannten die Alten das Glas und machten seit seiner Entdeckung große Fortschritte in seiner Vervollkommnung und seinem Gebrauch. Nichts z. B. gleich an Pracht dem zweiten Stockwerk des Theaters des Scaurus, das ganz mit Glas gedeckt war. Eben so wenig können wir uns eine Vorstellung von dem herrlichen Anblick der gläsernen Säulen machen, welche den Tempel der Insel Aradus zierten. Sie waren von ungeheurer Größe und Dicke.

Es ist unbekannt, um welche Zeit die Alten anfangen sich der Spiegel von Glas zu bedienen. Wir wissen nur so viel, daß die ersten in den Glasfabriken zu Sidon verfertigt wurden, die wegen ihrer vortrefflichen Glasarbeiten berühmt waren.

Man darf jedoch die Spiegel der Alten nicht mit dem „Frauen eis“ verwechseln, von dem jene einen ganz andern Gebrauch machten. Sie bedienten sich seiner durchsichtigen Scheiben zu Fenstern, besonders während des Winters in den Speisefälen, um sich vor dem Regen und schlechter Witterung zu schützen. Auch wurde das Frauen eis zu Scheiben für Damenkäuffen, wie unsere jetzigen Wagenfenster, und zu Bienenkörben gebraucht, um die Arbeit der Bienen zu beobachten.

Unter der Regierung des grausamen römischen Kaisers Nero kam eine andere Steinart, Phengites genannt, in Gebrauch, die dem Frauen eis an Durchsichtigkeit nichts nachgab, und aus Cappadocien gebracht wurde. Nero ließ in dem Bezirk jenes ungeheuren Palastes, den er „das goldene Haus“ nannte, einen Tempel des Glücks von diesen Steinen aufzuführen, und sie verbreiteten inwendig ein so blendendes Licht, daß nach dem Ausdruck des Plinius „der Tag nicht hinein zu fallen, sondern darin verschlossen zu sein schien.“ — Domitian, dem beständig vor Nachstellungen graute, ließ alle Mauern mit solchen Steinfeldern einfassen, um sehen zu können, was hinter ihm vorgehe, und den Gefahren vorzubeugen, die sein Leben bedroheten. [277]

Der Hund Napoleons III.

Der jetzige Kaiser der Franzosen, bekanntlich mehrere Jahre Gefangener in der Festung Ham, hatte die Anstalten zu seiner Flucht getroffen. Der Prinz, als Arbeiter verkleidet, wollte zur Mittagszeit, unter die Arbeiter sich mischend, durch den Hof über die Zugbrücke gehen, als der Director, dessen Amt es war, die Vorübergehenden zu mustern, den Vorgänger des Prinzen anhielt, sich von seiner Identität zu überzeugen. Glücklicherweise ward die Aufmerksamkeit des Inquirenten durch einen Fehler des in Arbeit stehenden Baues abgelenkt, und der Prinz konnte während der an diese Bemerkung sich knüpfenden Untersuchung mit den übrigen Arbeitern ungefährdet die Brücke passieren.

Hier schlug er eine andere Richtung ein, die, wie schon früher verabredet, ihn einer in geringer Entfernung sich erhebenden, steilen Anhöhe zuführte. Sich umschauend, gewahrte der Flüchtling plötzlich seinen Hund, der zwar aus Vorsicht eingesperrt worden, doch seiner Haft entflohen war, in vollem Laufe auf ihn zukommen. Das treue Thier hatte seinen Herrn, trotz der Verkleidung, erkannt, sprang mit ausgelassener Freude ihm nach, ohne in seiner thierischen Einfalt die Gefahr zu kennen, in welche seine Anhänglichkeit den geliebten Herrn in dieser Lage führen konnte.

Hätte der Prinz seinen Schritt beeilt, so lange er noch im Gesichtskreis der Arbeiter oder der Festungsbewohner sich befand, oder irgend ein Zeichen der Unruhe bliden lassen, wäre der Hund jedenfalls zum Verräther an ihm geworden, doch, die Wichtigkeit des Augenblicks erwägend, ließ er die Besorgnis, welche sein Inneres erfüllte, in keiner Miene, in keiner Bewegung durchblicken, und erreichte glücklich die Stelle, wo er, von dem Hügel gedeckt, die stürmische Bewillkommung seines treuen, thierischen Anhängers ruhiger erwarten konnte. Doch kaum war der Prinz hier angekommen, so stürzte der Hund mit den heftigsten Liebkosungen auf seinen Herrn zu, sprang an ihm hinauf — und sein Herr wehrte ihm nicht, denn der Hügel verbarz die Scene den Blicken derer, die seine Freiheit aufs Neue gefährden konnten.

An welchen kleinen, unscheinbaren Zufällen hängen zuweilen die Schicksale der Menschen und ganzer Völker! Hätte der Hund des Prinzen Louis Napoleon seinen Herren einige Augenblicke früher ereilt, hätte ein Auge die Freude des treuen Thieres gesehen, wer weiß, ob Frankreichs Herrscher jetzt den Namen führte: Kaiser Napoleon III. [278]



Ragout von Hammelfleisch.

Man schneidet die Nese des etwa übrig gebliebenen Hammelbratens oder gekochten Hammelfleisches in dünne Scheiben, legt sie auf eine flache Schüssel nebeneinander, und streut Mehl, Salz und Pfeffer darüber. Dann thut man die abgelösten Knochen in einen Topf oder ein Casserol, gießt so viel Wasser darüber, daß die Knochen grade bedeckt sind, fügt eine große, geschnittene Zwiebel hinzu und läßt das Ganze eine gute Weile kochen. Hierauf nimmt man die Knochen heraus,

Hut in die Brühre einige Moucheron's oder Pilztract, legt die Fleischschnitten ebenfalls hinein, und läßt dieselben langsam kochen, doch nur einige Minuten, sonst wird das Fleisch hart. Unterdessen hat man einige dünne Brodscheiben auf den Boden einer ziemlich tiefen Schüssel gelegt, und gießt nun den Inhalt des Casserols darüber. Das Gericht kann noch mit einigen braungerösteten Brodschnitten belegt werden. Am geeignetsten zu dieser Fleischspeise sind feine gerührte Kartoffeln oder Kartoffel-purée mit Butter, Salz und Pfeffer. [2719]

Pflaumenmuskuchen.

Man nimmt 1 Pfund Butter, 1/2 Meße Mehl, 1 Maas Milch und ein Weinglas voll Hefen, macht davon einen Teig, mangelt die größere Hälfte desselben auf und bestreicht sie mit Pflaumenmus. Dann macht man von der kleineren Hälfte des Teiges eine Decke über den Kuchen, bestreicht diese Decke mit Butter und läßt den Kuchen beim Bäcker backen.

Flüssigkeit zum Zeichnen der Wäsche.

Gute, reine Eisenfeilspäne oder kleine eiserne Nägel werden in ein Gefäß gethan und mit reinem Weinessig begossen. Nun wird das Gefäß an die Sonne oder auf den Ofen gestellt und bleibt 6—8 Tage stehen, bis das Eisen völlig oxydirt ist; dann gießt man das Klare ab, filtrirt es durch Löschpapier und zeichnet vermittelst einer Feder die Wäsche mit dieser Tinctur, welche nach dem Trocknen gelb erscheint. Diese Buchstaben können nie aus der Leinwand vertilgt werden.

Deflecken aus der Wäsche zu bringen.

Die Wäsche wird zuerst mit Wasser und Seife rein gewaschen, dann hält man die besetzten Stellen über angezündeten Schwefel, wodurch die Flecke verschwinden.

Papier von Fettflecken zu reinigen.

Ein Fettfleck in einem schönen Buche ist ein so störender Anblick, daß ein Mittel, ihn zu entfernen, sicher willkommen sein wird.

Etwas calcinirtes Hirschhorn oder etwas Asche von verbrannten Knochen wird in Säcken von feinem Mouffeline gethan. Man füllt zwei solcher Säcken, drückt sie etwas platt, legt dazwischen das besetzte Blatt Papier, und drückt es vermittelst eines heißen Brenneisens (zum Brennen der Haare) mit den zwei Säcken einige Augenblicke fest zusammen. Durch diesen Druck des heißen Eisens theilt das Fett sich der Asche mit und das Papier wird rein.



Nur, wer selber tiefes Leiden ertragen, wer, verdient oder unverdient, durch böse oder gute Menschen gekränkt ward, nur, wer Mitleid mit sich selber fühlte, trägt dieses Mitleid selbst auf seine Feinde über. Nur das Gefühl, das wir für uns selbst heget, können wir Andern entgegenbringen, wir können Andere nicht ehren, wenn wir uns selbst nicht ehren, Andere nicht lieben, wenn wir uns selbst nicht lieben, denn würdige Selbstliebe ist die höchste Weisheit.

D, laß den Kampf erdichteter Gefühle, Laß fern von Dir die düst're Täuschung fliehen, Die, gleich des Irlichts trügerischem Spiele, Dich in das Graun phantastischer Wüsten ziehn. D, lerne Wahn von Schmerzen unterscheiden Und ayre nicht dem Gott, den Du gemacht! Erspäre Kraft in Dir für wahre Leiden, Muth für Gefahr, Gefühl für künft'ge Freuden, Der Hoffnung Stern für's dunkle Reich der Nacht. Ein schleichend Gift ist jedes eitle Sehnen, Für Geist und Herz ist jeder Gram ein Gift, Was frommen, wenn kein Schmerz Dich trifft, die Thränen, Was frommt die Thräne, wenn der Schmerz Dich trifft?

Frauen sehen nur darauf, daß man sich entschuldige, nicht wie.

Der stärkste Ausdruck der Liebe greift nie so tief und innig in die Seele, als der seine Fe.

Der Mensch liebt heißer und treuer die Seele über ihm, als die Seele unter ihm.

Behe dem Herzen, das nicht aufrichtig ist gegen ein aufrichtiges, nicht groß gegen ein großes, nicht warm gegen ein warmes, da es schon das Alles sein sollte gegen ein Herz, das nichts von allen Dingen ist.

Es ist ein weiter, ermüdender Schritt von der Bewunderung zur Nachahmung.

Manchem Herzen thut es wohl, wenn längst vergessene Beklemmungen in ihm wieder aufgeregt werden. Die Leiden, dieses herbe Lagerobst, welches einen so großen Raum in unserer Erinnerung einnimmt, wird so milde durch das Wissen, daß ein geringer Unterschied ist zwischen einem vergangenen Schmerz und einer jetzigen Lust.

Wahre Ueberlegenheit verleibt eine vollkommene Güte; man ist zufrieden mit sich, mit der Natur, mit andern Menschen; welche Art von Uitterkeit sollte man empfinden?

Ein Spiegelglas nur ist die Welt, Sie zeigt uns das eigene Angesicht. Wer drum sie für gar zu häßlich hält, Der gefällt sich eben selber nicht.



Sylbenräthsel.

Zweisyblig.

Wenn ich Dir auch der Ersten Deutung sage, Bleibt sie Dir immer doch noch eine Frage. Vom größten Ganzen, das wir Menschen kennen, Muß ich die Letzte Dir als Drittel nennen. Laß Dir vom luft'gen Zaubervolk der Elfen Nun schließlich bei des Ganzen Lösung helfen; Sein düst'ig Lied von ihrem Spiel und Tanz Erwarb ihm ja dereinst den Lorberkranz.

[2779]

Charade

Zweisyblig.

Zu einem weit verbreiteten Geschlechte Gehört, was Euch die erste Sylbe nennt, Und wahrlich — unter Europäern möchte Wohl schwerlich Einer sein, der es nicht kennt. Mit der Cultur ward dies Geschlecht geboren, Es wuchs, ward zahllos, wie der Sand am Meer. Der Weisen Freund, der Zeitvertreib des Thoren, Geht es in mancherlei Gestalt einher, Denn wie die Menschheit in dem Lauf der Zeiten Sich nach Charakter, Rang und Ständen scheidet, So dies Geschlecht. Nicht Gleiches stets bedeuten Und wirken Alle, als des Ganzen Glied. Bald edel, bald gemein; groß, bald geringe, Gleich es dem Quell, aus dem sein Dasein floß, Bald ist's das heiligste der ird'schen Dinge, Bald birgt Verderben es in seinem Schooß. Hier trägt es edlen Wissens guten Samen Mit Windeseile in die Welt hinein, Und dort die schmutzigen Genossen kamen Das zu besetzen, was sonst keusch und rein! Wohl trug es Licht in manches Geistes Nacht, Doch Sünde auch und Irthum hat's gebracht!

Die Zweite kennt Ihr als der Herrschaft Zeichen, Ihr kennt sie als der Dürftigkeit Symbol, Dem Krüppel hilft es durch die Strafen schleichen, Der seufzend fordert Gutes Mitleids Zoll. Doch zaget, eingedenk der eignen Schwächen, Es über Gutes Nächsten Haupt zu brechen. Ein unscheinbares Etwas ist d'as Ganze, Vom Ersten nur der kleinste Theil. — Allein Es ist notwendig, wenn zu vollem Glanze Und zur Vollendung jenes soll geheln. Ist es an sich auch ohne Werth, geringe, Ein Nichts, ein ärmlich dürftiges Atom, Doch buhlt's an Schmelze mit des Aares Schwinge, Und baute auf der Wissenschaften Dom. Ein Saatkorn ist es, welches auf die Fluren Der Zeit gestreuet, tiefe Wurzeln schlug, Und längst des Menschengeistes Riesenspurten So leicht, als kühn, nach allen Winden trug. Doch — die das segensreiche Saatkorn säten, Das ahnten sie wohl nicht: Es kann auch tödten!

[2777]

Marie Harret.

Rebus.



Auflösung des ersten Rebus in Nr. 5.

Politische Combinationen trügen sehr leicht.

Auflösung des zweiten Rebus in Nr. 5.

Hinter'm Berge wohnen auch Leute.

Auflösung der Räthsel-Aufgabe in Nr. 51. (Räthsel.)

Kennt Du das Ding, das einem Uhrwerk gleicht, Und ewig sich um seine eigne Spindel dreht? — Dem Weisen Stoff für all sein Denken reichet, Was blüht und weilt, doch nimmermehr vergeht; Auch hat den Künstler noch kein Aug' geseh'n, Er thront verhüllt in des Aethers Höh'n.

Auflösung der Charade in Nr. 5.

Land	See
Nord	Sturm



Fr. v. W. in F. Zäpfchen und sogenannte Wasquinen werden im Hause noch viel getragen, besonders von schwarzem Taffet, mit Schrägstreifen von Sammet belegt. Für Straßen-Toilette sind die Wasquinen dagegen von Sammet oder Tuch. — In Paris werden zur häuslichen Morgentoilette auch kurze Schoofjäckchen aus roth- und schwarzgestreiftem Wollenstoff mit eingewirkten Goldfäden getragen.

Fr. L. O. in S. bei D. Was die französischen Modisten mit dem Wort „fourragere“ bezeichnen, ist eine jetzt sehr beliebte militärische Verzierung der Damenkleider, der an den Uniformen der Sularen vergleichbar. Sie besteht aus Seidenschnur, von der Stärke eines kleinen Fingers, welche von einer Schulter zur andern gehend, auf der Brust frei herabhängt, d. h. ohne festgenäht zu werden.

Von der rechten Schulter hängt diese Schnur in einer großen, flachen, dreitheiligen Quaste herab, von der linken in einer einzelnen, langen, runden Quaste.

Fr. v. J. in B. Graue und braune Filz- oder Belpelshüte sind zu einfacher Straßentoilette noch modern, besonders wenn sie mit Federn, Band oder Blumen derselben Farbe garnirt werden.

Fr. v. J. in L. Wenn Sie keine Fußbänke, sondern Fußwärmer meinen, so möchten wir Sie auf die von Gauthoue aufmerksam machen, welche seit Kurzem in Paris in Aufnahme gekommen sind; die Erfindung ist indessen noch zu neu, als daß sie sich schon als praktisch erwiesen haben könnte.

Diese erwähnten Fußwärmer von Gauthoue verrathen durch ihr Neuere ihre Bestimmung nicht. Das heiße Wasser befindet sich zwischen zwei Lagen Gauthoue; die obere ist mit Sammet oder Klett, die untere mit feinem Wollenstoff überzogen; die Mänder und Ecken sind mit Schnur und Quasten reich geschmückt; also können Sie denken, daß ein derartiger Fußwärmer auch das schönste Zimmer nicht verunzert.

Fr. G. W. in R. — Wir sind noch reichlich versorgt — und Sie mögen uns nicht jürnen, wenn wir Ihrer Sendung nicht den Vorzug geben.

Fr. F. K. in S. Allerdings, wir haben erst kürzlich darüber berichtet; Bandmanschetten werden in allen nur erdenklichen Farben getragen, je nach Erforderniß der übrigen Toilette, mit welcher die Manschetten in Uebereinstimmung gebracht werden müssen. Die gebräuchlichsten sind die um das Handgelenk eingezogenen, nach dem Arm zurückfallenden Manschetten von breitem Bande mit glattem, eine Spitze bildenden Aufsatz. Am sichersten ist Ihnen das Gelingen der Arbeit, wenn Sie Nr. 22 und 24 des vorigen Jahrgangs zur Hand nehmen, welche Abbildungen derartiger Bandmanschetten enthalten. Die Form derselben ist ganz der herrschenden Mode gemäß.

Fr. D. L. in D. Ihr Diamantring kann Ihnen dazu nichts nützen. Der polirte, geschliffne Diamant verliert die Eigenschaft, Glas zu schneiden; nur die Spitze des rohen Diamanten ist für diesen Zweck tauglich.

Fr. v. H. in D. Eine sehr empfehlenswerthe Art, Handschuhe zu waschen, ist die mit Anwendung von Pseifenthon. Zuerst werden die Handschuhe mit lauwarmem Wasser und Seife gewaschen, dann auf die hölzerne Handhuhform gezogen, und so lange dort gelassen, bis sie ganz trocken sind. Dann rührt man etwas Pseifenthon mit Wasser zu einem ziemlich dicken Brei, bestreicht damit vermittelst einer Bürste die Handschuhe, läßt sie abermals trocknen, schlägt sie hernach so lange, bis der Thon sich abgeößt, und reibt sie schließlich noch mit einem reinen weichen Tuche ab.

Fr. v. F. in D. Ja, ja; trotz des Komma ist die Erzählung damit wirklich zu Ende, und wenn Sie sich nur statt des Komma ein Punkt denken wollen und einen Strich unter das Ganze, so werden Sie finden, daß der Schluß: „Sich und war unter all diesen Glücklichen die Glückliche“ vollkommen befriedigend ist. Das Komma muß sich wohl wie ein höher neddischer Skold im Seykassen unter die Punkte geschlichen haben, und auch in der Correctur (was sehr leicht möglich ist) die Gestalt eines Punktes angenommen haben, um dann die Leserinnen zu täuschen und uns zu erschrecken.

Fr. Clara H. in M. bei B. Ob. Rauch war verheirathet und hinterläßt mehrere Töchter und Enkel. Die eine der Töchter ist an den Director der Kunstakademie, Schadow, in Düsseldorf verheirathet.

Herr F. St. in St. Erbalte und wird bemüht werden.

Fr. C. G. in Tr. Die Postvorschriften sind der Art, daß sich der besagte Uebelstand nicht heben läßt. Sie werden jetzt im Recht sein.

Fr. C. Pr. in D. Wir bedauern es, Ihr Erbieten zurückweisen zu müssen.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfanges sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.

Zur Nachricht.

Im Interesse derjenigen unserer Abonnentinnen, welche die einzelnen Nummern des Bazar (Jahrgang 1857) zu „Einem Bande“ vereinigen möchten, um denselben in fester Gestalt als ein geschlossenes Werk zu besitzen, bemerken wir, daß Herr J. Bachmann in Berlin (Holtgartenstraße 4) elegante Einbände für den Bazar in Leinwand mit reichem Titel in Golddruck in Vorrath angesetzt hat, welche zu dem im Verhältniß sehr billigen Preise von 20 Sgr. zu haben sind, und von Nicht-Berlinern durch Vermittelung der resp. Buchhandlungen bezogen werden können.

Die Administration des Bazar.